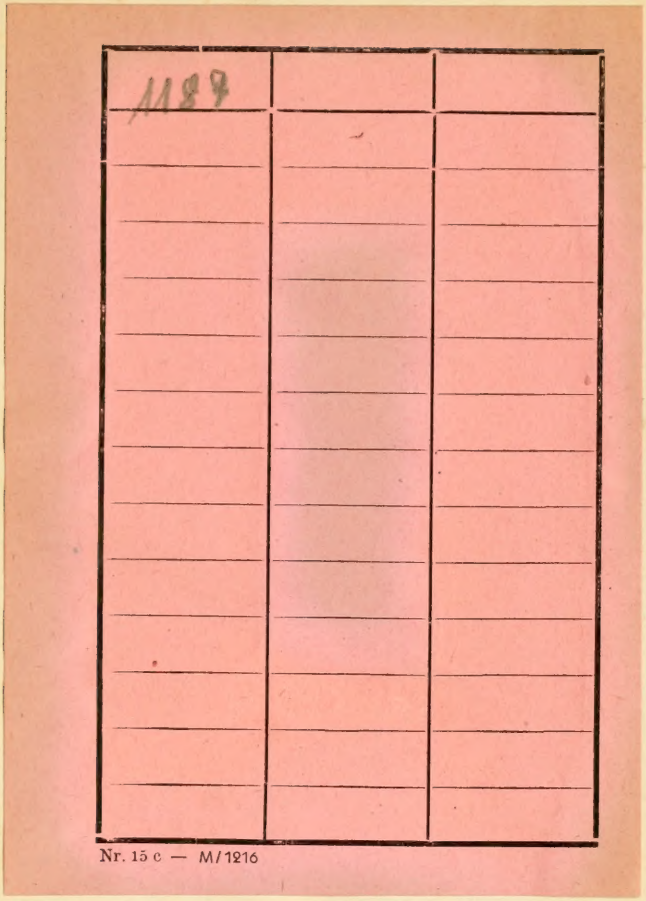
HC
286
N38

UNIVERSITY OF TORONTO
3 1761 00253526 8



Volksbücherei
Güstrow i. M.

Ea-46

Neudeutsche Wirtschaftspolitik

1. Bevölkerungsvermehrung
2. Lohnquantum und Krisis
3. Der Streit um den Brotpreis
4. Ansiedelung und Bodenreform
5. Der Kampf der Frauen
6. Sozialismus und Sozialreform

Fr. Naumann

Dem Päd. Verein

Buchverlag der „Hilfe", Berlin-Schöneberg
1902

Rudolf Ahrens
Rostock i. M.

Geprüft
Keine Beanstandungen
Kommission
zur Säuberung der Büchereien
Ort, Datum
Unterschrift

LIBRARY
AUG 21 1973
UNIVERSITY OF TORONTO

HC
286
N38

An den Leser.

In der zweiten Hälfte des November 1901 sind die nachfolgenden sechs volkswirtschaftlichen Vorträge in den Viktoriasälen in der Leipzigerstraße in Berlin vor zahlreichen Hörern und Hörerinnen gehalten worden. An jeden von ihnen schloß sich eine ernste und lebhafte Debatte. Leider sind die Hauptstücke dieser Debatten nicht nachgeschrieben worden und können deshalb nicht mit den Vorträgen zugleich dargeboten werden. Was die Vorträge zu geben beabsichtigen, ist ein Überblick über die volkswirtschaftliche Gesamtrichtung, die Deutschland in der Zukunft einschlagen muß, wenn es seiner Bevölkerungszahl genügen, sich dem technischen Fortschritte weiterhin anpassen und die Vorbedingungen politischer Macht nicht leichtsinnig preisgeben will. Der Übergang von agrarischer zu industrieller Wirtschaftsleitung soll in seinen Ursachen und Folgen nach Möglichkeit klargestellt werden. Um dieses Zweckes willen haben sie den Gesamttitel erhalten: „Neudeutsche Wirtschaftspolitik".

Es scheint nicht überflüssig, gerade jetzt dem größeren Publikum eine derartige Arbeit vorzulegen, denn durch die langdauernden Zollerörterungen ist das allgemeine Nachdenken weit mehr als noch vor wenigen Jahren mit der Haupt- und Kernfrage unseres volkswirtschaftlichen Lebens vertraut geworden, mit der Frage, ob wir einer industriellen Gesamtentwickelung zusteuern müssen und dürfen. Die gewaltigen Anstrengungen, die der Bund der Landwirte gemacht hat, dem deutschen Volke eine agrarische Wirtschaftspolitik als eigentlich deutsche Politik zu empfehlen, haben deshalb auch auf industrielle und litterarisch gebildete Kreise einen nicht wegzuleugnenden Einfluß ausgeübt, weil sich der volkswirtschaftlichen „Weltanschauung des Bundes der Landwirte" keine

ebenso geschlossene neudeutsche industrielle Gegenansicht gegenüberstellte. Das unendlich reiche Material zu einer solchen neudeutschen Wirtschaftsauffassung, das in den Werken der volkswirtschaftlichen Wissenschaft sowohl historischer wie theoretischer Richtung vorhanden ist, hat im allgemeinen seinen Weg zum Volksbewußtsein noch nicht gefunden. Die öffentliche Meinung kennt als Gegensatz gegen das Agrariertum im Grunde nur zwei Ansichten, die beide den heutigen Zeitverhältnissen nicht mehr genügen, nämlich das Manchestertum des älteren bürgerlichen Liberalismus und die kommunistischen Zukunftsträume des sozialdemokratischen Systems. Daß sowohl die bürgerlich Liberalen wie die Sozialdemokraten längst in ihrer wirtschaftspolitischen Praxis über diese Theorien hinaus sich neuen, wirtschaftspolitischen Zielen zugewendet haben, ist den aufmerksameren Beobachtern der Gegenwart natürlich nicht verborgen geblieben, aber es fehlt für das Neue, das sich unter uns entwickelt, noch der Untergrund einer volkswirtschaftlichen Gesamtanschauung. Man glaubt, daß es keine volkswirtschaftliche Weltanschauung des neudeutschen Industrialismus geben könne, weil man eine solche noch nicht durchdacht hat. Hier ist der Punkt, wo wir Nationalsozialen nach unserer ganzen Anlage und Richtung eine Aufgabe zu erfüllen haben. Wir glauben, daß es einen anderen klar erkennbaren Weg deutscher Volksgestaltung gibt, als den der Agrarier. Ihn aufzuzeigen, ist unsere geschichtliche Pflicht. Im Dienste dieser Pflicht stehen auch die nachfolgenden Blätter.

In meinem vor zwei Jahren erschienenen Buche „Demokratie und Kaisertum" habe ich die politische Umgestaltung dargelegt, die sich aus der wachsenden Volkszahl im Zusammenhang mit der modernen Weltpolitik ergibt. Schon heute wird Manchem die Idee der zukünftigen Gemeinschaft von Nationalismus und demokratischer Volksbewegung nicht mehr so unmöglich erscheinen als damals, denn diese zwei Jahre haben in unverkennbarer Deutlichkeit gezeigt, daß die große Politik Deutschlands nicht dauernd mit Hilfe der agrarischen Aristokratie gemacht werden kann. Die Regierung wird von den Agrariern selbst nach links gedrängt. Noch aber fehlt bei den Parteien der Linken der freie Blick für die Möglichkeit einer von ihnen getragenen deutschen Staatspolitik. Sie haben sich zu lange daran gewöhnt, sich als nicht verantwortlich für die Gesamtgeschicke der Nation anzusehen, als daß sie leicht aus bloßen

Oppositionsparteien zu Trägern des maßgebenden nationalen Wollens werden könnten. Die Wucht der Thatsachen aber fordert gebieterisch, daß dieselben Leute, die den Agrariern die Vorherrschaft nehmen wollen, ihrerseits fähig sind, das zu leisten, was bis heute die alte Herrenklasse in ihrer Weise fertig gebracht hat, nämlich praktische deutsche Gegenwartspolitik zu schaffen. Die Parteien der Linken müssen aus sich heraus das Verantwortungsgefühl bekommen, das imstande ist, einer großen Nation erreichbare Zielpunkte zu setzen. Die Spekulation über ganz allgemeine farblose Menschheitsideale muß einem realistischen Ergreifen der Gegenwart Platz machen, die Antiagrarier müssen sich als diejenigen ansehen lernen, von denen die kommenden Geschlechter die Überführung des alten Agrarlandes Deutschland in die industriell-kapitalistische Epoche fordern. In dieser Aufgabe müssen sich Arbeiter und Unternehmer trotz aller ihrer sonstigen Gegensätze einheitlich zusammenfinden. Gelingt ihnen das nicht, dann herrscht eben der Agrarier weiter und verdirbt uns unsere Volkswirtschaft endgiltig. Was haben dann Arbeiter und Unternehmer, was hat dann das Volk als Ganzes davon, wenn man um ehrwürdiger Theorien willen die Zeit versäumte, wo man grundlegende geschichtliche Arbeit hätte thun sollen?

Die Periode der Überwindung des Junkertums zeigt sich am deutschen Horizont. Noch glauben Viele nicht daran, daß das so lange vergeblich Erhoffte der jetzt lebenden Generation gelingen könne. Diesen Zweifelnden, Zagenden, Unsichern sollen die nachfolgenden Erörterungen über die Volksvermehrung zeigen, wie die innerpolitischen Machtverhältnisse auf Grund der veränderten Berufsgruppierung sich verschieben. Wir können gar nicht mehr bleiben, was wir waren, wir müssen vorwärts. Die eine Thatsache, die im Mittelpunkt der sechs Vorträge steht, daß Deutschland im Jahre 1925 nicht weniger als 80 Millionen Einwohner haben wird, steigt als zwingende Macht vor uns auf. Von dieser Thatsache aus haben wir die Zukunft zu betrachten. Von ihr aus zerläuft das Gerede vom Erhalten des guten alten Zustandes wie lockerer Schaum, denn wie will man die alten Formen konservieren, wenn die geformte Masse sich so vermehrt? Wer das, was in diesen Blättern ausgeführt ist, kritisieren will, der zeige entweder, daß es falsch ist, 80 Millionen Menschen zu erwarten, oder er zeige, wie man sie auf Grund agrarischer Wirtschaftspolitik ernähren will! Das ist der Punkt, um den sich alles dreht.

Einen Vorzug haben die Vertreter des alten Zustandes stets vor den Vorkämpfern des neuen. Sie können ein festeres Bild ihrer Ideale zeichnen, weil ihre Ideale ja eben das Altgewohnte sind. Aber dieser Vorzug wird reichlich ausgeglichen durch den Vorteil, den wir anderen dadurch haben, daß die kommenden Ereignisse auf unserer Seite stehen. Jedes weitere Jahr läßt das Ideal der Agarier als immer unmöglicher und das unsrige als immer notwendiger erscheinen. Deshalb thut es uns auch nichts, wenn wir heute verlacht werden. Die Zeit kommt schon, wo die Dinge selber unsere schwache Stimme verstärken, und wer zuletzt lacht, lacht am besten! Jetzt ist die deutsche Bildung noch agrarisch hypnotisiert, der Liberalismus noch ängstlich besorgt, sich nicht mit Arbeitern zu vermengen, die Sozialdemokratie noch festgebannt in die Idee vom absoluten Gegensatz gegen den heutigen Staat. Das alles aber hat seine Zeit. Die Bildungsvertreter werden schon noch sehen, was für Bildung eine agrarisch-klerikale Majorität hervorbringt, die ängstlichen Bürger werden schon noch froh werden, daß es Arbeiterorganisationen giebt, die in den Lebensfragen der Handelspolitik fest stehen, die Sozialdemokraten werden schon noch das Warten auf eine totale Überwindung des nationalen Staates satt bekommen. Inzwischen tritt das, was diese drei gemeinsam wollen müssen, immer klarer hervor, denn inzwischen naht der Zeitpunkt, wo die Ostelbier und agrarischen Klerikalen sich durch die Unmöglichkeit ihrer Forderungen politisch töten. Es ist politische Werdezeit, in der wir leben. Aus der Bismarckschen Zeit schält sich die folgende Periode heraus. Es ist interessante, wichtige, verantwortungsvolle Zeit. Glücklich die, die von dem ganzen Ernste dieser umgestaltenden Zeit ergriffen werden!

Absichtlich ist in den nachfolgenden Vorträgen nur volkswirtschaftlicher Stoff gegeben worden und nicht Parteipolemik. Die Polemik gehört in die Tages- und Wochenblätter, und was ich grundsätzliches über die Parteien zu sagen habe, steht in „Demokratie und Kaisertum". Hier soll nur diejenige volkswirtschaftliche Ansicht kurz ausgesprochen werden, die der soeben angedeuteten, politischen Anschauungsweise entspricht. Daß alles Einzelne auf mein Privatkonto kommt und nicht auf Rechnung des nationalsozialen Vereins, versteht sich hoffentlich von selbst. Daß bei so weitschichtigem, vielartigem Stoffe eine gedrängte Darstellung nicht ohne Irrtümer, Lücken und Einseitigkeiten sein kann, weiß Niemand

besser als der, dem es nicht ohne Mühe gelang, die Hauptpunkte der volkswirtschaftlichen Zeit- und Streitfragen auf wenige Abende zusammenzuschieben. Vieles ist nur halb gesagt, manches gar nicht. Wenn aber nur das Wenige, was gesagt ist, Mitdenker und Mitkämpfer weckt, dann mögen die vorhandenen Mängel getrost als solche erkannt und ausgesprochen werden!

Die Form des Vortrages bringt es mit sich, daß dem gedruckten Wort etwas von der formellen Abrundung fehlt, die eine am Schreibtisch entstandene Abhandlung haben kann, aber zugleich ermöglicht sie es auch, den Leser etwas an der gemeinsamen Bewegung teilnehmen zu lassen, die sich bei wichtigen Erörterungen zwischen Redner und Hörer einstellt. Um dieser letzteren Beziehung willen sind im Stenogramm die Kundgebungen von Heiterkeit oder Beifall nicht völlig getilgt worden. Den Hörern aber sei dieser Abdruck der Reden ein freundlicher Gruß!

1. März 1902.

Fr. Naumann.

Die Bevölkerungsvermehrung und ihre Folgen.

Geehrte Versammlung!

Wirtschaftspolitik der Gegenwart ist es, womit wir uns an sechs Abenden beschäftigen wollen, und es ist kein Zufall, wenn an den Anfang dieser sechs Abende das Thema gestellt ist: Die Bevölkerungsvermehrung und ihre Folgen, denn dieses Thema ist recht eigentlich das Thema unserer jetzigen deutschen Gegenwart. Im Hintergrund aller der dunklen Fragen, über die wir uns streiten, im Hintergrund der Weltmachts- und Flottenfrage, im Hintergrund der Arbeiterfrage, der Frauenfrage, der Zollfrage steht die eine Thatsache, daß wir deshalb keine Ruhe haben, weil wir immer mehr und immer mehr Menschen werden.

Wenn man anfängt, die ganze Wirtschaftspolitik von diesem Ausgangspunkt, dem Bevölkerungsproblem, aus zu betrachten, so ergiebt sich eine ganze Reihe Beziehungen, auf die man bei einer andern Behandlungsweise weniger leicht aufmerksam wird. In den Darstellungen der Volkswirtschaft in den verschiedenen Lehrbüchern ist ja die Bevölkerungsfrage stets und zu allen Zeiten von Aristoteles an bis heute behandelt worden, aber im großen Ganzen ist mit wenigen Ausnahmen diese Frage nur als irgend ein Kapital zwischen vielen andern, nur so mitten darin und als eine Nebensache unter andern Sachen behandelt worden. Wenn man sich aber fragt, was eigentlich der Punkt ist, von dem aus das Wirtschaftsleben sich umgestaltet, dann muß man nach meiner Ansicht, die hoffentlich auch die Ihrige werden wird, dazu kommen, daß der wichtigste umgestaltende Faktor der ist, daß die Menschen mehr werden.

Es giebt neben anderen drei hauptsächliche Auffassungen der wirtschaftlichen Gesamtentwickelung: die eine, die man im allgemeinen die idealistische nennt, die andere, die man die materialistische nennt, und die dritte, die man die entwickelungsgeschichtliche oder naturalistische nennen könnte.

Die erste Auffassung, die idealistische, sieht die Entwicklung der Menschen, ihrer Kultur und ihrer Wirtschaftsverhältnisse im Grunde als einen Kampf von großen Prinzipien, als einen Kampf von Ideen an, die gleichsam über den Köpfen der Menschen ihre Schlachten ausfechten und von deren Sieg oder Niederlage schließlich Heil oder Unheil der einzelnen Menschen abhängt, in deren Gehirn die Idee eine kleine Weile gesessen hat wie der Vogel auf einem Zweig. Diese idealistische Auffassungsweise hat es im wesentlichen mit Dingen zu thun, die auf ismus endigen, wie Individualismus, Sozialismus, Demokratismus, Absolutismus, kurz mit lauter gedachten Dingen, und der Sieg eines solchen Denkzusammenhanges erscheint als das eigentliche Ziel der gemeinsamen Arbeit. Man kann von diesem Standpunkt aus die ganze Welt- und Wirtschaftsgeschichte sehr leicht unter irgend eine Generalidee unterbringen und kann etwa die Entwickelung des Eigentumsbegriffs von Adam bis heute als das eigentliche Leitmotiv der volkswirtschaftlichen Umgestaltung und Ausgestaltung ansehen. Und es ist ja ganz richtig: diese Ideen spielen eine Rolle, sie vereinen die Herzen, bringen die Köpfe in Bewegung, schieben die Menschen hierhin und dahin, gruppieren sie zu Parteien, entflammen sie zu großen Aktionen, bringen sie dazu, daß sie etwas unternehmen, was sie vorher für unmöglich gehalten haben; aus Utopien werden allmählich klarere Gedankengebilde und aus diesen werden allmählich Gesetzesparagraphen und Einrichtungen.

Aber so sehr man auch zugeben muß, daß die Ideen innerhalb der Wirtschaftspolitik eine große Rolle spielen, so scheinen doch die Vertreter der materialistischen Auffassung darin nicht unrecht zu haben, daß diese kämpfenden Ideen nicht aus heiterer Luft von selber entstehen, sondern auch wieder ihre Ursachen, ihren Untergrund haben, der irgendwo auf der Erde liegen muß. Und das ist eben der Kern der materialistischen Auffassung, daß sie sagt: diese allgemeinen Kulturideen sind wieder nur Wiederspiegelung der Umschiebungen und Schichtungen der Gruppen und Klassen der Menschen in den Völkern hier auf der Erde. Das ist es, was das berühmte „kommunistische Manifest" von Marx und Engels an seiner Spitze sagt, daß die Geschichte der Vergangenheit Geschichte der Klassenkämpfe sei und daß aus diesen heraus die Ideen den Menschen über die Köpfe gewachsen seien, daß sie aber ihre Ursache darin haben,

daß hier Ackerbauern stehen und dort stehen Bürger, hier stehen Adlige und dort stehen Lohnarbeiter und daß aus diesen Schichtungen heraus die Menschen so denken müssen, wie sie denken. Es ist sicher richtig, daß man für die Erscheinung, daß die Ideen, um mich so auszudrücken, herdenweise auftreten und schichtenweise unter den Menschen verbreitet sind, wirkliche faßbare Ursachen sucht und zwar auf dem Gebiet der materiellen Dinge. Was ist eigentlich das Ursachgebende der Umgestaltung bei der Schichtung der Gedanken? Bei wandernden Völkern ist es sehr leicht, das Umgestaltende einfach darin zu finden, daß sie aus einem Klima in das andere, aus einem Gebirgsland in ein Flachland ziehen u. s. w. Daß die Ansichten eines Menschen, der nördlich der Alpen lebt, in vielen Dingen anders sein müssen als die eines Menschen, der südlich der Alpen lebt, erfährt jeder, der nur einmal über die Alpen gefahren ist. Aber was ist bei seßhaften Völkern, bei denen Boden und Klima bleibt, kurz, bei der Masse der Kulturvölker das Umgestaltende? Darauf antwortet die materialistische Betrachtungsweise: es ist der Fortschritt der Technik, oder genauer genommen, die Ausbildung des Werkzeugs, jene lange Reihe von Zwischenstufen, die zwischen der steinernen Axt in der Urzeit und der Dynamomaschine von heute liegt, jener ganze Gang von Bronze zu Eisen und besonders die Arbeitsteilung, die mit diesem Gang zusammenhängt, jener Gang von den ersten stampfenden Webstühlen bis zur modernen mechanischen Weberei. Diese ganze Geschichte der Technik soll es im Grunde sein, welche die Menschen in der Hand hat, sodaß alles menschliche Denken genau betrachtet nichts anderes ist als das Sausen und Surren der Räder, an die die Menschen gestellt sind. Gewiß gestaltet die Maschine unser Denken um, sie gestaltet unser künstlerisches Denken um, indem sie uns ganz andere Objekte vor Augen stellt, sie gestaltet unsere Anschauung um, indem sie uns über Länder hinträgt, sie gestaltet unsere Organe um, indem sie aus Handwerken Industrien macht. Niemand kann so geneigt sein, den Einfluß der Maschine hoch zu halten, wie der, der eben zu Ihnen redet, und doch ist das Letztbestimmende auch die Maschine nicht. Den Völkern, die nicht wachsen und zunehmen, hat die Maschine wenig zu bringen und zu sagen. Völkern, die in ihrem Bestande gleich bleiben, dient die Maschine nebenbei ein wenig auf der Oberfläche, ein wenig für den Luxus, aber tiefgreifend volksumgestaltend wird sie erst dort, wo hinter die Maschine sich eine wachsende Masse eines großen Volkes stellt.

Und das führt mich zu jener dritten Auffassung, die man die entwickelungsgeschichtliche oder naturalistische nennen mag. Diese Auffassung sagt, daß der wichtigste Faktor in der Kulturumgestaltung die Quantität

und Qualität des Menschenmaterials selber ist, um das es sich handelt, nicht die Ideen in ihren Köpfen, nicht die Maschinen in ihren Händen, sondern Gehirne und Muskeln zusammengenommen, kurz, die Urelemente des Menschentums selbst. Stellen Sie sich die Menschheit wie ein kämpfendes Heer vor! Die Idee des Strategen, die gegossene Waffe in der Hand sind nötig, aber wichtiger als beides sind die Energie, Intelligenz und physische Kraft, die diese Idee und Waffe führen sollen. Und genau so ist es im Gesamtleben des wirtschaftlich kämpfenden und arbeitenden Volkes. Diese Auffassung mag naheliegend scheinen, aber sie wird wie alles naheliegende wissenschaftlich nur auf Umwegen erreicht und ergriffen, denn der Mensch begreift nichts später als den Menschen, als sich selbst. Auch diese naturalistische Auffassung von Menschenentwickelung ist uns erst dadurch möglich und deutlich geworden, daß uns durch Darwin und seine Schule ein neuer Blick in die Naturentwickelung der Pflanzen und Thiere gewährt wurde, indem durch den Darwinismus der Kampf der Arten mit einander in den Vordergrund gestellt wurde und das einzelne Exemplar der Gattung nur als ein vorübergehendes Etwas in einem langen lebendigen Prozesse erschien. So wurde mit dieser allmählich in unsere Meinung übergegangenen Darwinischen Gesamtauffassung die Grundlage gegeben, den Menschen nicht mehr als pulverisierte Nebeneinanderhäufung von Einzelindividuen anzusehen, sondern der Blick wurde geöffnet für die Gattung innerhalb des Menschentums für das Hinausgehen einzelner Arten über die andern, dafür, daß der Kampf ums Dasein zwischen den Racen, auch zwischen den naheliegenden Spezialitäten das eigentliche Thema ihres Ringens unter einander ist. Diese Auffassung zerstört ja in etwas einen lieben und im allgemeinen freundlichen Gedanken, den vor allem jene erstgenannte idealistische Betrachtungsweise pflegte, nämlich jenen Gedanken, der die Menschen ohne weiteres als eine Einheit auffaßt. Die entwickelungsgeschichtliche Betrachtungsweise sieht die Menschen als ein Nebeneinander entstehender, wachsender, werdender, vergehender Gruppen an, die ihre Geschichte in sich selbst haben, die ihren Frühling, ihren Sommer, ihren Herbst erleben, und wo des Einen Aufstreben in den meisten Fällen des Andern Niedergang bedeutet. Diese biologische Auffassung sieht mit ihrem ersten Blick in der Geschichte der Menschheit die steigenden und sinkenden Völker, und das scheint ihr der erste Grundunterschied innerhalb der Menschheit zu sein; sie sieht, wie auf Gebieten, die einst Kulturgebiete waren, wie heute unser Gebiet, jetzt nur noch Hirten traurige Herden mühsam weiden; sie sieht, wie auf gewissen Gebieten die Welle des Lebens vorbei ist, und sie sieht, wie auf Gebieten, in denen früher Wildnis und Öde war,

plötzlich die Menschenfülle anhebt, dichter zu werden, und mit der dichteren Fülle die innere Fülle von Wollen und Gedanken aufsteigt, und wie Teile der Erdoberfläche, die früher uninteressant waren, mit einem Mal von den lebhaftesten Interessenkämpfen der Bevölkerung erfüllt werden, kurz, wie die Geschichte um die Erdkugel herum eine Geschichte wandernder Centralpunkte menschlicher Energien ist und wie in diesem Wandern um die Erdkugel herum gerade unsere europäischen Völker jetzt in der Lage sind, in welcher vor Urzeiten die Assyrier und Babylonier gewesen sind. Wenn einst jene sprechen konnten: wir sind die Kultur, so stellen sich heute die Völker, die um den Atlantischen Ozean auf der nördlichen Hälfte herum liegen, ähnlich hin und sagen: wir sind sie. Denn sie haben Schöpferkraft. Was aber heißt das?

Diese Völker, die steigend sind, haben zugleich physische und geistige Ausdehnbarkeit, physische und geistige Elasticität; in geistigem Sinne: Intelligenz, Wille, politische Begabung, Organisationsfähigkeit, Technik; in physischem: Gesundheit, Selbsterneuerungskraft, Volksvermehrungskraft. Und nur da, wo beide Dinge zusammen auftreten, dieses geistige und dieses körperliche Aufsteigen, entsteht ein Volk von wirtschaftlicher sieghafter und lebendiger Kultur, denn dort, wo man nur Intelligenz, Willen, Moral hat ohne Volksvermehrung, bringen alle die genannten Dinge im Grunde eine Art Pessimismus und Lebensblasiertheit hervor, denn dort, wo keine Kinder in großer Zahl nachwachsen, wo die großen Probleme nicht aus der Erde heraufsteigen, wo bei gleich bleibender Zahl im Grunde alles bleibt, wie es ist und wie es gewesen ist, wo nicht der beständige Zwang den Leuten sagt: hier sind wieder Sorgen für neue Millionen, sind jene geistigen Fähigkeiten ohne ihr rechtes großes Objekt, dort sagt die Masse: wozu? wir kommen doch nicht in die Höhe! Wer ein wenig die Stimmung der romanischen Völker verfolgt, weiß, wie diese jetzt kurz skizzierte Darstellung dort im breiten vor uns liegt. Es sind Völker, deren kulturelle Ausbildung und natürliche Anlage zum guten Teil noch über der unsrigen liegt, denen aber eines fehlt, was wir Gott sei Dank haben: die Masse der Kinder, und die, weil ihnen dieses eine, die nachwachsende Masse, fehlt, etwas von Müdigkeit und Mattigkeit des allgemeinen Daseins in sich haben, denn die Müdigkeit in der Volkszeugung setzt sich zugleich in ein gewisses technisches Nichtkönnen und ein gewisses politisches Gleichgültigwerden um, wobei an die Stelle der großen Fragen Personalfragen treten, in denen das einzelne Ich sich so unendlich wichtig vorkommt, weil es nicht täglich wieder von der neuen quellenden Masse verschlungen wird.

Und auf der anderen Seite, wo man die physische Zeugungsfülle

und nicht diejenige kulturelle und geistige Ausbildung hat, von der wir gesprochen haben, da stockt der ganze Prozeß in der anderen Richtung. Wo in einem Volke Kinder auf Kinder geboren werden, man aber den Acker nicht anders bebauen lernt, als er bisher bebaut wurde, wo man nicht Handel und Wandel und Technik lernt, wo man nicht lernt, der Neuzeit in die Arme zu greifen und mit ihr zusammen vorwärts zu wollen, da wird die wachsende Fülle hinzuquellender Menschen eine Sorge. Wachsende Kindermenge ohne wachsende innere Kultur und ohne wachsende technische Kultur bedeutet: stopft immer mehr Menschen in einen Raum und macht den Raum dabei nicht größer!

Und deshalb wollen wir nicht um jeden Preis, unter allen Umständen, in aller Welt sagen: die Fülle der Kinder ist das Heilmittel für alle menschlichen Schäden, sondern wir wollen sagen: die Völker, welche die Fülle der Kinder tragen wollen, müssen zugleich kulturell Riesenschritte vorwärts thun, sonst töten die Kinder das Volk. Von da aus gewinnen wir den Standpunkt zur Besprechung der Theorien des oft genannten Engländers, der am heutigen Abend durchaus nicht übergangen werden kann, Malthus. Die Frage der Bevölkerungsvermehrung ist ja in der modernen Welt zum ersten Mal durchschlagend und gründlich von dem im Jahre 1834 verstorbenen Engländer Malthus behandelt worden. Dieser Malthus repräsentiert recht eigentlich die Sorge vor dem Menschenzuwachs. Ich kann hier nicht darstellen, was von dem, was wir heute Malthusianismus nennen, dem Malthus selber zuzurechnen ist, was von ihm selber stammt und was von seinen Schülern hinzu- und nachgearbeitet ist, aber unter allen Umständen ist der Gedankengang von Malthus mächtig genug gewesen, um auch unsere deutsche Volkswirtschaftslehre in ihren wissenschaftlichen Vertretern fast ausnahmslos zu beeinflussen und zu bestimmen. Nicht leicht hat ein Theoretiker auf dem Gebiet der Volkswirtschaftslehre so viele Menschen mit beeinflußt und ist so weit bis in die Tagespolitik hinein aktuell geworden wie eben Malthus. Wenn wir uns heute die meisten Argumente unserer Brot- und Schutzzöllner ansehen, so resultieren sie aus malthusischen Vorstellungen. Wer sich unter uns heute ein klares Bild machen will, was Malthus sagt und als These setzt, muß einesteils in der neuesten Auflage von Adolf Wagners „Grundlegung der Volkswirtschaft" den Abschnitt, der von dem Bevölkerungsproblem handelt, und dann als Gegenstück die Schrift von Dr. Oppenheimer „Das Bevölkerungsgesetz des Malthus" lesen.

Der neuere Nationalökonom Oppenheimer, etlichen von Ihnen unter seinem Namen „Janus" bekannter, hat das Verdienst, daß er die in

dem Namen Malthus zusammengefaßten Gedanken in drei klare Gedanken zerlegt, nämlich zuerst in den bleibenden Gedanken, es sei ein ewiges Gesetz, daß die Nahrungsmittel langsamer sich vermehren als die Bevölkerung und daß darum die wachsende Bevölkerung beständig gegen die Wände der verengten Nahrungsmittel anrennen müsse; zweitens in die zeitgeschichtliche Frage, ob in den Völkern, die sich im Übergang zum Industrialismus befinden, wie Engländer und Deutsche, nicht der Zuwachs der Bevölkerung deshalb gefährlich sei, weil sie ihre Bevölkerung nicht mehr ernähren können, und drittens in die Frage, ob nicht in irgend einer Zukunft ein Zeitpunkt komme, wo die Erdkugel für alle ihre Kinder nicht mehr Nahrung genug habe.

Gehen wir dieser Oppenheimerschen Dreiteilung ein wenig nach! Jener erste Satz von dem ewigen Gesetze, daß die Nahrungsmittel langsamer wachsen als die Zahl der Menschen, besagt entweder etwas Selbstverständliches oder etwas Falsches. Etwas Selbstverständliches besagt er dann, wenn damit nur gesagt werden soll: bei gleichbleibender Art des Ackerbaues, der Gartenpflege u. s. w. und bei wachsender Menschenziffer kommt natürlich jeden Tag der Zeitpunkt, wo die Menschenziffer an jene Wand stößt, von der ich eben gesprochen habe, immer näher. Auf einem begrenzten Gebiet von begrenzter Fruchtbarkeit kommt dieser Punkt einmal mit Notwendigkeit. Stellen wir uns vor, daß eine Oase in der lybischen Wüste genau so viele Früchte hervorbringt, um dreihundert Menschen ernähren zu können. Was hilft denen die schönste Kinderziffer? Die Oase trägt eben nur dreihundert. Und wenn sie nicht einen artesischen Brunnen graben lernen und die Oase vergrößern, kurz wenn sie nicht Kulturmittel und Technik zur Hand nehmen, so stehen sie mit ihren Kindern am Ende des Nahrungsmittelspielraums und es tritt ein, was Malthus schildert, daß ein Teil halb hungrig und ein Teil ganz hungrig und die Gesamtheit leidend und krank wird dadurch, daß zu viele Menschen für einen zu geringen Nahrungsmittelspielraum da sind. Falsch ist es aber, wenn man uns sagen will: also werden die Völker im allgemeinen dürftiger, wenn sie zahlreicher werden; denn dagegen spricht ja, ich möchte beinahe sagen, mit Hohnlachen, die ganze Weltgeschichte und die Erfahrung, daß, je mehr der Menschen geworden sind, desto mehr sich zugleich die Fülle der Güter gehoben hat. Niemals sind die Menschen dürftiger gewesen als zu Zeiten, wo ganz vereinsamte Hirtenfamilien über den Sand der märkischen Haide gestrichen sind. Damals war dieses Land arm, damals sprach, ich möchte sagen, irgend ein unsichtbarer Malthus zu denen, die auf diesem Sande wohnten: vermehrt euch nicht, denn es ist absolut undenkbar, daß auf diesem

Lande mehr Menschen leben können als ihr jetzt in eurer Dürftigkeit. Und auf diesem Lande steht nun die große Stadt und ißt und trinkt, und wahrhaftig im Durchschnitt nicht schlechter als jene Bewohner auf der Haide. Stellen Sie sich Europa vor, als es seine ersten Gäste aus Asien bekam, und stellen Sie es sich heute vor! Es ist eine unendliche Kraft im schaffenden Menschen, und wenn neue Arme hinzukommen, neuer Wille geboren wird — und mit jedem neuen Kind wird auch ein neuer Wille geboren; zuerst kommt es zum Essen und Trinken, dann aber zum Graben und Schaffen — und wenn alle diese Menschen in die Arbeit eingreifen, so verändert Mutter Erde ihr Gesicht und lächelt und sagt: so schlecht, wie Malthus gesagt hat, bin ich nicht!

Und der zweite Gedanke setzt nun ein: es mag ja im ganzen richtig sein, daß die Menschen durch ihre Vermehrung schließlich nicht verhungert sind, aber bei Völkern, die zum Industrialismus übergingen, die nicht mehr ihren eigenen Acker vor der Hausthür haben, kommt doch die Gefahr. Und das ist eigentlich die Form der malthusianischen Gedanken, die auf die heutigen Menschen einen beängstigenden Eindruck macht. Ihnen wird gesagt: wenn ihr euer Brot nicht mehr selbst herstellen könnt, dann kommt jener Zeitpunkt, wo ihr ohne Nahrungsmittel seid; entweder er kommt im Krieg oder wenn die anderen Völker es satt haben, das Brot für euch zu ackern; dann werdet ihr dasitzen mit eurem Industrialismus, die Leute werden nach Brot schreien und ihr werdet es nicht haben und werdet bereuen, so viele Kinder in die Welt gesetzt zu haben! Dem gegenüber ist es sehr nötig, daß man etwas nüchterne Statistik treibt, etwas nüchterne Handelsüberlegung hat und sich nicht einfach durch die These gefangen nehmen läßt: wenn dieses Land nicht alles Brot bringt, dann seid ihr verhungert. Denn zuerst ist doch festzustellen, daß in den Ländern, die Brot einführen, wie z. B. in Deutschland, im Durchschnitt viel mehr Brot gegessen wird als in den Ländern, die einen Brotüberschuß herstellen. Gehungert wird in dem Getreide exportierenden Rußland und gegessen wird im Getreide importierenden Deutschland. Der Überschuß an Getreide besagt also nicht ohne weiteres einen Überschuß an Sättigung. Aber denkbar ist, der Krieg kommt, und da ist es doch wichtig, sich von der Statistik folgendes sagen zu lassen: Warum führen wir Getreide ein? Nicht deshalb, weil wir absolut verhungern müßten mit unserm eigenen, sondern weil wir uns gewöhnt haben, mehr zu essen, als unsere Väter gewohnt waren; denn im Durchschnitt stieg, vor allem in den letzten Jahrzehnten, die Getreidemenge noch mit der Menschenziffer und stieg vor allem die Fleischmenge mit der Menschenziffer. Aber die Bedürfnisse, die Ansprüche an das Leben stiegen noch

darüber hinaus; es wurde von dem einzelnen immer mehr gefordert und mit Recht, es ist gut, daß es so ist. Aber nur dadurch entsteht jener Zustand, den man als absolute Hungersnotgefahr hinstellen will. Es ist interessant, bei Oppenheimer nachzulesen, wie noch heute England, das wir immer als abschreckendes Beispiel in dieser Hinsicht vorgehalten bekommen, an agrarischen Produkten soviel produziert, daß es den einzelnen Personen annähernd noch soviel geben kann, wie Italien seinen Bewohnern giebt. Die Italiener sind eben gewöhnt, wenig zu haben, und der Engländer entbehrt im schlechtesten Falle seinen Überschuß, an den er sich gewöhnt hat, weil er industrieller und moderner Mensch ist. Aber man lasse die Grenze ein Jahr abschließen, mit dem Viehquantum und mit den Agrarbeständen, die in jedem solchen Lande noch vorhanden sind, halten wir ein gut Teil dieser Gefahr aus. Und nebenbei — ich will keine Militär- und Flottenpolitik treiben — muß ich sagen, daß ein Volk, welches sich einen großen Industrialismus leisten kann, auch soviel Geld hat, daß es sich seine Importe nicht auf Jahre lang verschließen zu lassen braucht. Doch vom Krieg abgesehen, man wendet ein: die anderen Völker werden auch industriell werden und sie werden kein Getreide mehr liefern wollen, weil sie es selber brauchen. Wann denkt man daß dies eintritt? Wann denkt man daß für Geld kein Brot auf der Erde mehr zu haben sein würde? Wann denkt man, daß die Ackerbauer, denen man mehr bietet, wenn die Tonne Getreide um 10 M. steigt, dann nicht ihre Ackerfläche erweitern? Man lese die Berichte, die der agrarische Dr. Ruhland herausgiebt, und sehe da, wie jede Preisschwankung die Ackerfläche in Amerika vergrößert oder verringert. Lassen Sie unseren Bedarf größer werden, so wird das Angebot der Nachfrage entsprechen. Und allseitig ist zugegeben, daß es noch viele Gefilde giebt, auf denen Brot wachsen kann, daß sie am La Plata und Amazonenstrom noch zu haben sind, Gefilde, gegen welche die norddeutsche Ebene nur der Kindergarten eines Waisenhauses ist, oder daß es an der Bagdadbahn noch Ackerflächen giebt, die als Grabdekoration für heimgegangene Kulturvölker noch einmal mit Getreide bewachsen sein werden. Aber angenommen, das hört schließlich alles einmal auf — wann denn? Wenn der ganze Amazonenstrom mit Weizen umgeben ist — über diese Zeiten, wo die Menschheit einmal überhaupt kein Ackerland mehr hätte, hinaus zu fragen, das erinnert an Grimms Märchen und zwar an jene sorgende kluge Else, von der Sie alle wissen, daß sie Sorgen bis auf Kind und Kindeskinder hatte, als sie noch kaum verlobt war. (Heiterkeit.)

Und insofern glauben wir, daß es nicht Utopismus, sondern gerade eine ruhige, sachgemäße Betrachtung ist, die uns sagt, dieser Malthusia-

nismus ist im Grunde eine gespensterhafte Vorstellung, eine trübe Vorstellung, die diejenigen sich machen, die auch sonst gewöhnt sind, die Welt von ihren dunklen Seiten aus aufzufassen. Es ist nicht wunderbar, daß, wer sich berufsmäßig mit volkswirtschaftlichen Fragen und Statistik abgiebt, solchen Stimmungen leicht zugänglich ist, denn er muß allerdings sehr viel Untergang mit registrieren und unendlich viel Werden und Vergehen in seine Bücher eintragen, und es bleibt ein Gesamtgefühl übrig, für das jener pessimistische Brite die richtige Grundform gefunden hat: die Furcht vor dem kommenden Leben selbst. Wenn es dann eine Möglichkeit giebt, diesem Pessimismus einen Ausdruck zu geben, so springt er heraus aus dem gequälten Herzen. Zum Beispiel jetzt. Die Krisis ist da, wir haben wieder Arbeitslose, wir haben tausende von Menschen in den Städten, die arbeiten wollen und nicht wissen, wie sie es machen sollen. Da heißt es nun, es sind zuviel Menschen! Ich bitte Sie, hat man nicht vor zwei Jahren gesagt, wir müssen noch mehr Polen hereinholen, wir haben zu wenig Menschen? Hat man nicht immer gesagt, wir könnten noch viel, viel mehr Arbeitskräfte beschäftigen? Da waren ja auch viel Menschen und da war doch keine Krisis. Haben denn die paar Menschen, die inzwischen geboren sind, die Krisis gemacht? Und wenn wir wieder nach der Krisis bessere Zeiten haben, kommen etwa die besseren Zeiten, weil es dann weniger Menschen geworden sind? Nein, inzwischen sind sie ja weiter geboren. Die Krisis hängt an sich mit der Bevölkerungsfrage nicht zusammen, sie hat andere Gründe, auf die ich im nächsten Vortrag eingehen will, wenn ich vom Lohn rede. In der inneren Konstruktion und Organisation der Industrie, ihres Betriebes und ihres Kredits liegen die Gründe für die Flut und Ebbe auf dem Markt des wirtschaftlichen Lebens. Es taugt aber nicht, von der Krisis aus eine malthusianische Tragödie zu erdichten und uns zu sagen: wäret ihr vorsichtiger gewesen, so vorsichtig wie die Franzosen, dann hättet ihr keine Krisis. Die haben sie ja auch, das schützt sie nicht davor! Wir müssen vielmehr gegenüber diesem Pessimismus, der im malthusischen Gedanken liegt, daran glauben, daß auch im großen in der Wirtschaftspolitik nur der prinzipielle Optimismus vorwärts bringt; und nur die, bei denen geistige und körperliche Schöpferkraft da ist, werden imstande sein, an eine Zukunft zu glauben; und dieses elastische Imponderabile: ein kinderbringendes Volk glaubt an seine Zukunft, ist von unendlicher Bedeutung für die täglichen Leistungen des wirtschaftlichen Lebens.

Wir Deutschen haben Gott sei Dank Ursache, in dieser Hinsicht Optimisten zu sein. Wir haben einen Kindersegen, der die trübe Blickenden

erschreckt, aber den Hoffenden gewaltige Aufgaben giebt. Der deutsche Kindersegen stand am höchsten in dem Jahrzehnt nach dem großen Kriege, 1870—1880, denn da wurden auf tausend im Jahre 40,7 geboren, er ist aber nicht sehr gesunken, denn im letzten Jahrzehnt haben wir auf tausend immer noch 37,4 Geburten, d. h. auf das ganze Volk gerechnet bekommt Deutschland in jedem Jahr ungefähr 2 Millionen Kinder. Und es starben von tausend Personen in dem Jahrzehnt von 1871—1880 28,8 aber im letzten Jahrzehnt nur noch 23,6, während 37,4 ‰ geboren wurden, sodaß bei uns im Jahr ein Überschuß von 15 ‰ vorhanden ist. Es sterben 1 200 000 Menschen; der jährliche Überschuß ist 800 000 neue Menschen im Jahr. Dieser Überschuß, der sich immer weiter auf die bisherige Volksziffer aufsetzt, setzt nur eine alte Arbeit fort, denn das vergangene Jahrhundert fing auf dem jetzigen Gebiet des deutschen Reiches mit nicht viel mehr als 20 Millionen Menschen an und endigte mit 56 Millionen Menschen. Mit diesen 56 Millionen Menschen geht unser Volk in ein neues Jahrhundert hinein, von dem es das eine gewiß weiß: wir werden immer mehr und mehr an unserer Ziffer, und zwar werden wir mehr aus der doppelten Ursache unserer zahlreichen Geburten und unserer verminderten Sterbefälle.

Indem ich vorhin sagte, daß unsere Sterbeziffer in 30 Jahren von 28 auf 23 gesunken ist, sprach ich etwas Hocherfreuliches aus. Das ist der Lohn für die Arbeit der Hygieniker und Ärzte, das ist der Lohn für die städtischen Kanalisationen und ähnliche Dinge, das ist der Lohn für die Caprivischen billigen Brotpreise in der letzten Zeit, das ist der Lohn für die ganze lebenfördernde Arbeit der modernen Technik, daß unsere Sterbeziffer so stark herabgeht, daß wir heute einen größeren Lebensüberschuß haben als damals, wo wir eine größere prozentuale Geburtenziffer hatten, weil diejenigen, die weniger sterben, unser Leben noch weit mehr erhöhen, als diejenigen es verringern, die etwas weniger geboren werden als damals.

Rechnet man, daß die Niedrigkeit unserer Sterbeziffer bleibt — etwas hängt das ja von den Herren vom Bund der Landwirte ab (Heiterkeit) — und rechnet man, daß unsere Geburtenziffer, die nicht übertrieben ist, nach früheren Erfahrungen auch bleibt, so werden in 25 Jahren aus 1000 Menschen allmählig 1425, d. h. um das Jahr 1925 haben wir fast genau 80 Millionen Menschen. Das ist das eigentliche deutsche Problem der Gegenwart, das ist die deutsche Frage, in einen Satz wirtschaftlich aufgenommen. Wir haben voraussichtlich im Jahre 1925 80 Millionen Menschen — das ist es im Grunde, worüber wir an diesen sechs Abenden mit einander nachdenken wollen. Durch diese

kommenden 80 Millionen — was dann kommt, lassen wir dahinstehen — haben wir die Hoffnung, daß unsere deutsche Nation als Nation unter den andern Völkern im Kampf ums Dasein, von den wir vorhin gesprochen haben, sich halten wird.

Es giebt Völker, die besser mit Geburten ausgestattet sind als wir, und es giebt Völker, deren Sterbeziffer besser ist, es giebt aber nur ein Volk, dessen Gesamtresultat besser ist. Besser nämlich in der Geburtenziffer sind Österreich, Ungarn und Rußland. Das Maximum der menschlichen Schaffenskraft in physischer Hinsicht schwebt über der Wolga. Und besser in Bezug auf die Sterbeziffer stehen die Schweiz, ein wenig Frankreich, Belgien, etwas Holland, Schweden und Norwegen. Das Minimum menschlicher Todesfurcht schwebt über der Nordsee. Und die Lage der Deutschen ist sehr günstig zwischen diesem Maximum und Minimum, und aus der Zusammensetzung von beiden entsteht unsere eigentümliche Bevölkerungslage. Unsere Kinderstuben grenzen an Rußland und unsere Kirchhöfe an Frankreich. Durch diese Zwischenlage haben wir ein Volk, welches nicht nur durch Überproduktion von Kindern, sondern ebenso durch Erhaltung des einmal gewordenen Kapitals an Menschentum existiert und lebt. Die Russen, die sehr schwankende und — ich kann das nicht ganz beurteilen — möglicherweise auch sehr unsichere Zahlen auf diesem Gebiet angeben, rechnen sich einen Zuwachs von 16 $^0/_{00}$ an; dann kommen Deutsche und Holländer — die gehören ja auch sonst zu uns — mit 15 $^0/_{00}$, dann die Engländer und Schweden mit 12 $^0/_{00}$, die Österreicher und Belgier mit 11 und zuletzt stehen traurig die Franzosen mit 0,9 $^0/_{00}$!

Indem wir diese Ziffern neben einander stellen, sehen wir, daß es sich nicht um ein gleiches, sondern um ein sehr verschiedenes Wachstum der einzelnen Völker handelt, und dieser Unterschied wird sich zunächst in der militärischen Macht äußern. Wenn der französische Kriegsminister André gelegentlich seinen Landsleuten klar machen mußte, daß sie darauf rechnen müssen, in Bezug auf Landheerleistungen eine Macht zweiten Grades zu werden, so sagte er den Franzosen etwas, was der Großen Nation von einst ungeheuer schwer eingeht und was eigentlich seine Ursache in der Frage findet, die in so vielen französischen Dingen die Grundfrage ist: où est la femme? Wo ist die Frau, die die Kinder schafft, mit denen die Franzosen eine Militärmacht ersten Grades bleiben können? Das zeigt, wie ein Volk, das seine Militärmacht bewahren will, wachsen muß. Die, welche heute in der Wiege liegen, sind nach zwanzig Jahren diejenigen, nach denen man die Machtverhältnisse der Völker unter einander abmißt. Warum können die Franzosen, unsere lieben, freundlichen Nachbarn, in

ihrer Kolonialpolitik trotz der ausgedehnten Gebiete, die sie haben, und trotz ihrer viel größeren Erfahrungen doch nichts Rechtes aus sich heraus schaffen? Sie schauen sich immer um und sehen, wo die Menschen herkommen sollen, die in ihre Kolonie gehen möchten, und dann finden sie, daß in ihre Kolonien lauter Leute anderer Nationen gehen wollen; denn sie haben sich zu Hause so eingerichtet, daß niemand fortzugehen braucht. Wenn ein Volk erst nach außen keine Leute mehr schicken kann, dann giebt es seine Außenforts preis und cerniert sich auf seine Innenfestung; in der kann es sich noch lange halten, aber jedenfalls giebt es die Möglichkeit einer neuen Expansion in die Welt hinein und all die geistige Elasticität, die damit zusammenhängt, auf.

Aber unsere große Ziffer bedeutet vor allem, daß unser Volk technisch nicht zurückbleiben kann um seiner Ziffer willen, denn die Zahl unserer Kinder hindert uns, ein bequemes Volk zu sein und zu bleiben. Völker ohne Zuwachs haben keine Veranlassung, mit neuen Methoden zu arbeiten. Sehen Sie, wo in aller Welt die Technik am weitesten in ihrem Siegesgang vorgeschritten ist. Überall dort, wo Wachstum gewesen ist. Wir reden jetzt vom Amerikanismus in der Technik, wir rechnen, welches Quantum Eisen der Amerikaner auf den Kopf verbraucht, wir sehen seine Maschinen u. s. w. und sehen diese Konkurrenz als diejenige an, mit der die Deutschen zu ringen haben. Das ist die Konkurrenz eines wachsenden Volkes, eines Volkes, welches aus den abwandernden kräftigen Teilen anderer Völker geboren ist und auf einem weiten Territorium sich mit seinen Kindern ansetzt, sich auslebt und Maschinen in seine Hand nimmt, mit diesen froh wird und in die Zukunft hineingeht. Weil unser Volk ein wachsendes Volk ist, muß es ein Volk der Maschinen werden, schon deshalb, weil der einheimische Ackerbau nicht imstande ist, die Menschenzahlen in sich aufzunehmen, die uns geboren werden. So ändert der Zuwachs die Volksstruktur; der Zuwachs hindert uns, uns in unserer weltgeschichtlichen Ecke einer stillen Beschaulichkeit hinzugeben. Der Zuwachs an Kindern nötigt uns zu industrieller Arbeit, den Vorteil des großen Geldverkehrs, des Verkehrs, der Maschine, kurz die Modernität in jeder Hinsicht auch wirklich an uns zu nehmen und auszunutzen. Und wenn wir die Weltgeschichte der Vergangenheit lesen, in welchen Perioden möchten wir gelebt haben? Sicherlich nicht in den beschaulichen, selbst wenn wir sagen: jene Menschen waren glücklich. Sie waren glücklich, wie der Kohl im Gemüsegarten glücklich ist. Aber jene Art glücklich zu sein, ist nicht unser Ideal, sondern die Perioden sind es, in denen große Umwälzungsprobleme die Menschen beschäftigten, in denen sie eminent zu thun hatten, Sorgen hatten, in

denen es hieß: wir müssen durch! Eine solche Periode wird kommen mit den 800000 Kindern jährlich, ein solcher Zwang entsteht aus der Ziffer, daß wir 1925 80 Millionen Menschen sein werden. Und darum giebt uns die Volksvermehrung an sich einen wuchtigen Wellenstoß nach vorwärts hin.

Wie der verläuft, darüber hoffe ich an den nächsten Abenden weiter mit Ihnen zu reden. Zuerst ist zu bedenken: die meisten Menschen, die hinzugeboren werden, sind Proletarier und bleiben es und sind Lohnarbeiter, und ein wachsendes Volk bedeutet in immer höherem Maße ein lohnarbeitendes Volk. Darum lassen Sie uns zunächst davon sprechen, was das Lohnkonto und der Lohnarbeiter innerhalb der kommenden Volkswirtschaft bedeutet. Und ein wachsendes Volk ist ein Volk, welches immer mehr nach außen arbeiten und von außen Güter bekommen muß. Ein Volk des Welthandels wird uns das übernächste Mal beschäftigen. Ein wachsendes Volk ist ein Volk, welches immer mehr Häuser baut, immer mehr Städte an einander legt, ein Volk, in dem allmählich der Zustand eintritt, daß beinahe Häuserzeilen durch das ganze Land hindurch sich verfolgen lassen. Das ist die Frage der Bodenreform im wachsenden Volk. Und dieses wachsende Volk ist ein Volk, das nicht nur seine Mütter hochhält, um weiter wachsen zu können, sondern auch bei seinem Industrialismus der Frau eine absolut andere Stellung zuweisen muß, als sie in der alten Agrarverfassung des Landes hatte, wo also im Wachstum der Bevölkerung sich die Arbeitsstelle und damit die Lebensweise der Frau geändert hat und ändert.

Sie sehen, wie aus der einen Thatsache der Bevölkerungsvermehrung heraus die andere Hauptprobleme kommen, die uns in jetziger Zeit beschäftigen. Wenn das Wachsen kein Verlust werden soll, dann müssen die hinzuwachsenden Millionen keine Herde von Sklaven werden, dann muß der neu kommende Typus „industrieller Mensch" moralisch, intellektuell, sozial nicht niedriger stehen als der ältere Typus „landwirtschaftlicher Mensch". Wir verlieren bei unserm Wachstum, wenn wir nicht inmitten unsers Wachstums die inneren sittlichen und sozialen Existenzbedingungen der Einzelnen ganz anders ins Auge fassen als bisher. Ohne Sozialreform wird unser Wachstum eine Herabdrückung der Menschenqualität werden. Die Menschenqualität hoch zu halten, ist der eigentliche innere Gedanke von Sozialreform, und die Menschenziffer hoch zu halten, ist die Vorbedingung für die weitere Existenz als Nation. Soziale und nationale Motive laufen zusammen im Bevölkerungsproblem und aus ihm heraus.

Damit beschäftigen wir uns also zunächst am Donnerstag um dieselbe

Zeit. Lassen Sie mich aber Ihnen noch mitteilen, das ebenso wie bei ähnlichen Vorträgen im vergangenen Jahr nach dem Vortrag eine kurze Pause von etwa zehn Minuten und dann eine freie Aussprache stattfindet, an der jedermann ohne allen Zwang und Parteibildung sich beteiligen kann und zu der jeder freundlich und herzlich eingeladen ist. Es werden hier in diesem Saale Tische gestellt werden, sodaß man auch imstande ist, etwa gewohnte Abendbedürfnisse nebenher zu befriedigen. So werden wir noch etwas weiter sprechen können von dem, was uns jetzt beschäftigt hat, von der Vermehrung des deutschen Volkes in seine Zukunft hinein. (Lebhafter Beifall.)

Das Lohnquantum und die Krisis.

Geehrte Versammlung!

Als in den sechziger Jahren des verflossenen Jahrhunderts die Lohnfrage zuerst dem guten deutschen Bürger ein wenig näher trat, indem die Bergarbeiter in Waldenburg in Schlesien den ersten wirklich nennenswerten Lohnkampf in Deutschland führten, als Ferdinand Lassalle, wie er selbst sagt, ausgerüstet mit der Bildung seines Jahrhunderts, hinging, um nichts anderes zu behandeln als das Lohnproblem und die Frage, wovon leben die Leute, die ihre Arbeit täglich verkaufen müssen, da hielt dies die Bildung im allgemeinen für eine kleine Nebensache, für eine Sache, um die es sich eigentlich nicht verlohnte große Worte zu machen; man sah es für eine Unbegreiflichkeit an, daß ein Mann von dem geistigen Niveau eines Lassalle sich mit solchen Sachen wie es die Lohnfrage ist, wirklich aufrieb. Ja, wenn es sich um Gehalt gehandelt hätte, dann wären schon etliche Ohren höher hinauf offen gewesen, denn von Gehalt kann man viel weiter hinauf in der Gesellschaft sprechen als von Lohn. Und selbst heute, wo wir nun 40 Jahre hinter uns haben voll von Lohnstreitigkeiten, wo allmählich der Lohnkampf in alle Zeitungen, in alle Parlamente moderner Kulturvölker hineingenommen ist, sodaß es Niemand mehr giebt, dem das Wort „Lohn" nicht eine gewisse Erinnerung an allerlei weckt, was gespensterhaft in der Vergangenheit gekommen ist und noch in Zukunft kommen soll, selbst in dieser Zeit giebt es noch eine große Anzahl unter den Gebildeten, die, wenn die Lohnfrage auftaucht, das Gefühl haben, hier brauchst du nicht dabei zu sein, giebt es noch eine große Anzahl von Leuten, die noch heute eigentlich nicht so weit gekommen sind, die Lohnfrage als eine volkswirtschaftliche Frage zu behandeln, sondern bei der Lohnfrage immer noch in der alten Weise rein ethisch fragen: sind

denn die Leute berechtigt oder nicht berechtigt, mehr zu fordern? noch immer das alte Thema erörtern, ob die Begehrlichkeit und Unzufriedenheit etwas Gutes oder Schlechtes ist, und, während sie vom Vorwärtsstreben oben einen recht guten Begriff haben, von derselben Sache unten nur eine sehr abgetönte und verdünnte Vorstellung behalten. Aber die ganze Frage nach der ethischen Berechtigung im einzelnen Fall ist eine verschwindend kleine Frage der Frage gegenüber, die uns heute beschäftigen soll: was ist denn der Lohn volkswirtschaftlich, was bedeutet er für den Haushalt des Volkes im ganzen, für den Haushalt dieses Volkes, wie es heute ist und wie es bei der Volksvermehrung, von der wir das letzte Mal gesprochen haben, in der Zukunft sein wird.

Wir haben ja nur von Zeit zu Zeit Berufszählungen. Daß sie so selten sind, erklärt sich aus ihrer Schwierigkeit, ist aber sehr bedauerlich. Wir können darum auf den heutigen Zeitpunkt überhaupt nicht genau berechnen, wieviel Lohnarbeiter wir in Deutschland haben, und müssen also bei der Zählung vom Jahre 1895 einsetzen. In der Zählung der Lohnarbeiter sind mit einbegriffen die noch nicht ganz dazu gehörenden Lehrlinge, aber nicht mit einbegriffen die sehr dazu gehörenden untersten Hausindustriellen, deren Selbständigkeit nur eine ganz scheinbare ist und die durchaus unter den Begriff des Lohnarbeiters gehören. Rechnen wir nun, daß im allgemeinen die Lehrlinge und die ärmsten Hausindustriellen sich ziffermäßig ausgleichen, und nehmen wir die Zahl, wie sie uns die Statistik bietet. Im Jahre 1895 gab es Lohnarbeiter, männliche und weibliche: in Bergbau, Industrie und Bauwesen 5900000, die um Lohn arbeiteten, im Handel und Verkehrsgewerbe 1230000, die um Lohn arbeiteten, und in der Landwirtschaft, wo die weiblichen äußerst stark vertreten sind, Knechte und Mägde, 5630000 Lohnarbeitende, kurz, damals gab es 12760000 Lohnempfänger in Deutschland. Zu den Lohnempfängern gehören die Frauen, Kinder, Angehörigen; rechnet man diese statistisch genau dazu, dann betrug im Jahre 1895 die vom Lohn lebende deutsche Bevölkerung 24200000 Köpfe. Da nun damals die Gesamtziffer der deutschen Bevölkerung 52 Millionen betrug, so lebte schon damals fast die Hälfte des Volkes vom Lohn, und inzwischen — wir kommen öfter darauf zurück — vermehrt sich die Ziffer der Lohnempfangenden im Volke beständig und vermindert sich verhältnismäßig die Ziffer der vom eigenen Betrieb Lebenden.

Wieviel werden diese Lohnempfänger vom Jahre 1895 im ganzen einnehmen? Darüber kann man sich auch nur durch etliche Rückschlüsse eine gewisse Klarheit verschaffen. In dem kürzlich erschienenen Buch des sozialdemokratischen Reichstagsabgeordneten Calwer „Handel und

Wandel" ist auf Grund der Angaben der Berufsgenossenschaften eine Lohnstatistik hervorragender Branchen von höherer und niederer Industrie aufgestellt. Aus dieser Statistik ergiebt sich, daß, im Durchschnitt bis nach unten hin gerechnet, der gewerbliche Arbeiter im Jahre 1895 auf 673 M. Durchschnittslohn zu rechnen ist — gewiß keine Durchschnittsziffer, bei der man sagen muß, daß die Leute üppig sein können. Verteilen Sie nur die Summe auf die Tage des Jahres und auf die sonst dazu gehörigen Köpfe! Also im Jahre 1895 hatte der gewerbliche Arbeiter im Durchschnitt 673 M., im folgenden Jahre — wir sind in den guten Jahren — hatte er 698 M., im nächstfolgenden 713 M., im nächstfolgenden 743 M. und am Endpunkt der guten Jahre, im Jahre 1899 hatte er im Durchschnitt 755 M. Da nun aber in dieser Aufstellung die ländlichen Arbeiter und wohl auch zum Teil die weiblichen nicht eingerechnet sind, so denke ich, daß wir richtig rechnen, wenn wir von dieser Ziffer 100 M. absetzen und den Durchschnitt aller Lohnarbeiter durch das ganze Land hin noch um 100 M. niedriger annehmen als die eben genannte Durchschnittsziffer von Calwer; mit andern Worten, im Jahre 1895 hatte der Durchschnittslohnempfänger mindestens 573 M. Von dieser Zahl lassen Sie uns ausgehen. Diese Zahl multipliziert mit der Anzahl der Lohnempfänger giebt für das Jahr 1895 die Lohnsumme von 7311000000 M. Das Lohnquantum in der Volkswirtschaft selbst bei einem so niedrigen Durchschnittslohn! Das ist wieder einmal etwas, was man nicht aussprechen kann, ohne sich zu wundern, was die Masse eigentlich ist, wenn man sie zusammen denkt, wie aus vielen unendlich kleinen die allergrößten Posten entstehen, die es überhaupt im Haushalt und Lebens und des Volkes geben kann.

Nehmen wir nun an, daß die Zahl der Arbeiter vom Jahre 1895, die wir genau kennen, bis zum Jahre 1899 gleich geblieben sei — sie ist es ja nicht, sie ist ja sehr gewachsen — so macht jene Lohnsteigerung der guten Jahre, die ich vorhin genannt habe, 1046000000 M. Veränderung, Erhöhung des Lohnquantums aus. Was also in all den einzelnen Orten als kleine Zulage gewirkt hat, was an all den einzelnen Orten ein Fünfpfenniger oder ein Groschen mehr gewesen ist, wirkt nachher im Gesamthaushalt als über eine Milliarde. Nun handelt es sich aber in diesen sechs Jahren garnicht bloß um eine Steigerung des Lohnes derselben Arbeiterzahl, sondern auch um eine ziemlich bedeutende Vermehrung dieser Zahl. Man wird deshalb nicht unrecht thun, wenn man behauptet, daß am Ende der günstigen Periode, am Ende des Jahres 1899, im Jahre 1900, annähernd 10 Milliarden Mark Lohn in Deutschland gezahlt worden sind.

Man kann eine solche Ziffer von 10 Milliarden Lohn — die ohne weiteres an jene berühmten 5 Milliarden Francs erinnert, über die wir, die es erlebt haben, jetzt nach 30 Jahren noch sprechen, die die Franzosen zahlen mußten — nur dann richtig abschätzen, wenn man sie im Vergleich mit dem übrigen Einkommen der deutschen Volkswirtschaft abschätzt. Dieser Vergleich ist nun wieder darum so gewaltig erschwert, weil erstens jeder deutsche Einzelstaat eine andere Methode hat, das Einkommen seiner Bürger festzustellen — Mecklenburg hat meines Wissens nach gar keine Methode, das Einkommen festzustellen (Heiterkeit) — und ferner weil gerade im größten Staat, in Preußen, die untersten Stufen aus Gründen, die im übrigen zu billigen sind, am wenigstens berechenbar sind, da sie zur Einkommensteuer nicht herangezogen werden, also ziffermäßig nicht gegriffen werden können. Wir müssen deshalb, um Klarheit über das Einkommen im gesamten Volke zu bekommen, nach Sachsen gehen, wo am längsten die Einkommensteuer besteht und am weitesten unten beginnt. In Sachsen steht es so, daß von der Gesamteinnahme des Volkes Kapitalzinsen und Renten 12,1 pCt., Grundbesitz 14,2 pCt., Handel und Gewerbe 28,9 pCt., Gehalt und Lohn 44,8 pCt. ausmachen. In dem letzten Kapitel „Lohn" und „Gehalt" genau von einander zu sondern, ist schon deshalb schwierig, weil man sehr oft im einzelnen Fall nicht scharf angeben kann, ob etwas Gehalt oder Lohn ist; ferner ist es auch sonst statistisch nach den Grundlagen, die wir haben, nicht möglich. Aber wir werden sagen können, daß, was an Gehalt von dem sächsischen Lohnquantum abfällt, in der Rechnung zum Teil wieder durch diejenigen untersten Lohneinnahmen, die auch die sächsische Statistik nicht umgreift, ersetzt wird. Rechnen wir also vorsichtig in runder Summe, daß 40 pCt. der Umlaufsgüter, des Volkseinkommens, im Königreich Sachsen Lohn sind! In andern Landesteilen wird es je nach Verhältnis etwas weniger sein, aber wir gehen sicher einer Zeit entgegen, wo dieser sächsische Maßstab allmählich allgemeiner deutscher Maßstab werden wird.

Sehen wir uns zunächst einmal diesen Lohn in seiner Gesamtheit vom Standpunkt des Unternehmers aus an. Da ist die erste Empfindung: der Unternehmer muß diese Summen zahlen; und wenn er sie in ihrer ganzen Massenhaftigkeit sich vergegenwärtigt, dann wird er selbst das Gefühl bekommen: was geben doch wir Unternehmer im ganzen her! Denn sie sind es, durch deren Hände jene 10 Milliarden fließen, von denen wir gesprochen haben. In jedem Geschäft gewerblicher Natur ist der Hauptposten Lohn, denn selbst da, wo in direkter Ausgabe Lohn längst nicht der Hauptposten ist, steckt in allem Rohmaterial, das das

Geschäft kauft, in allem, was es sonst verbraucht, immer schon Lohn darin. Man kann kein Garn, keine Kohle, keine Eisenstange kaufen, worin nicht bereits Lohn mit bezahlt wird. Darum, wo der Unternehmer hingreift, zahlt er in irgendwelcher Form Lohn. Und deshalb ist es zunächst menschlich durchaus begreiflich und liegt in der Natur der Sache, daß er von seinem Standpunkt aus ein möglichst geringes Lohnquantum im ganzen wünschen muß, denn die Konkurrenz hängt sehr oft an geringen Differenzen und hängt am Hauptposten aller Geschäfte, also im Grunde am Lohn. Und der einzelne Unternehmer, sei es in Eisen, sei es in Garn oder sonst etwas, hat für sich als einzelner nur einen sehr geringen Spielraum, in der Lohnfrage seinen eigenen besseren oder weniger guten Wünschen einen wirklichen Ausdruck zu geben, denn Arbeitskraft hat ebenso ihren marktgängigen Wert bekommen wie andere Dinge, die gekauft und verkauft werden, und insofern ist der einzelne nur ein Stück in einer Gesamtbewegung. Aber wir sprechen ja heute garnicht vom einzelnen, sondern von dem Lohnquantum in der Gesamtheit und seiner Bedeutung für die Volkswirtschaft und gehen darum nicht vom Einzelunternehmer sondern vom Standpunkt der Unternehmergesamtheit aus.

Da bekommt die Lohnhöhe schon ihr zweites Gesicht, denn Lohnhöhe ist nun nicht mehr nur Ausgabe, sondern in derselben Höhe Einnahme, wie sie Ausgabe gewesen ist. Denn von allem, was in der Volkswirtschaft eingenommen wird, ist der Lohn dasjenige, was am sichersten wieder ausgegeben wird. Die Neigung, Lohn zu kapitalisieren, ist aus naheliegenden Gründen nicht weit verbreitet, und selbst da, wo Lohn vorübergehend in Sparkassenbüchern kapitalisiert wird, wird er gewöhnlich auch nur auf gewisse Termine angelegt. Die Milliarden, die einmal in den Lohn hineingezahlt werden, rollen schneller durch die Volkswirtschaft hindurch als irgend einer der anderen Einnahmeposten, von denen wir vorhin geredet haben, und alle diese Milliarden werden in Artikel, wesentlich in einfache Massenartikel, umgesetzt. Ich spreche, weil ich später noch davon zu reden habe, nicht davon, welcher Teil in Bodenrente abgesetzt wird, sondern nur davon, wie der Lohn für Kleider, Schuhe, Betten und alle die Sachen, die der Industrielle und Handwerker macht und verkauft, ausgegeben wird. Man hat den Arbeitern öfter den Rat gegeben, in der Vergangenheit und in dunklen Winkeln hin und wieder noch heute: ihr könntet sehr viel weiter kommen, wenn ihr noch weniger Bedürfnisse haben wolltet, aber sobald man diesen Rat in der Nähe ansieht und fragt, was sie sich denn abgewöhnen sollen, dann tritt stets eine Unternehmerklasse auf und sagt:

um des Himmels willen, das dürfen sie sich nicht abgewöhnen, denn davon leben ja wir! Sagen Sie den Leuten, sie sollten kein Bier mehr trinken, und Sie werden sofort die Schultheißbrauerei zur Gegnerin haben, oder sagen Sie den weiblichen Angestellten, sie sollten keine bunten Bänder mehr kaufen, so haben Sie sofort die Leute, die diese bunten Bänder herstellen, gegen sich. Jeder wünscht, daß weniger verbraucht wird in den Artikeln, die er gerade nicht herstellt. Diese Thatsache zeigt, wie sehr man sich im ganzen davor fürchtet, daß der Lohn herabgesetzt wird. Und wenn dann die Krisis kommt, von der wir später weiter reden, so ist eine der Hauptsorgen bei dieser Krisis, daß die Arbeiter, welche nur noch halben oder gar keinen Lohn haben, als Kaufkräftige nicht mehr vorhanden sind.

Von hier aus beleuchtet sich am deutlichsten das Verhältnis vom Arbeiterstand zum sogenannten Mittelstand. Wenn die Arbeiter Lohn haben, dann lebt immer auch der Mittelstand von diesem Lohn. Ich habe mir auf Grund der Gewerbezählung vom Jahre 1895 klar zu machen versucht, wie viele Mittelstandsvertreter, Chefs und Angestellte auf 1 Million Metallarbeiter kommen würden, und soweit man es danach berechnen kann, verhält es sich so, daß auf 1 Million Metall- oder Textilarbeiter, 8600 Schneider, 7500 Schuhmacher, 5600 Krämer, 4900 Gastwirte, 4500 Bäcker, 3500 Metzger u. s. w. kommen. Alle diese Leute heben und senken sich mit dem Lohn der Million Arbeiter. Diese Leute stehen geradezu selbst mit in dem Arbeiterschiff darin. Ob sie es leugnen, ist ganz gleichgültig. Für ihre ganze Existenz ist das allerwesentlichste der Umsatz, der Lohn heißt. Alle Massengüter, die hergestellt werden, rechnen einfach auf die Masse und das, was sie verdient. Und das ist der erste innere Markt: der Lohnarbeiter, und der der Landmann, der Bauer ist der zweite innere Markt. Jetzt in den agrarischen Streitigkeiten hören Sie unzählige Male, es komme darauf an, den inneren Markt zu heben. Was bedeutet das Wort in Wirklichkeit? Es bedeutet, dem inneren Markt des Lohnvolkes etwas hinwegzunehmen und auf den zweiten inneren Markt des Bauernvolkes hinüberzuschieben. Schon seit Jahren ist der erste aufnahmefähige Faktor auf dem deutschen Markt der Lohnempfänger und mit jedem Jahre weiter wird er es in höherem Grade.

Noch ein anderer Gesichtspunkt ergiebt sich, wenn man vom Unternehmertum insgesamt aus die Lohnfrage ansieht, nämlich der, daß die Qualität des Arbeiterstandes im ganzen von der Höhe des Lohnes, d.h. von der Höhe dessen, was er zum Leben bezieht, abhängt. Natürlich wirkt die Sache nicht so schematisch, daß der einzelne Mensch von dem Tage an,

wo er mehr bekommt, auch mehr leistet. Lohn wirkt überhaupt nicht so individuell, daß er etwa vom einzelnen Unternehmen aus direkt berechenbar wäre, es müßte denn ein sehr großes Unternehmen sein; aber ein Jahrzehnt, zwei Jahrzehnte gehobener Lebenshaltung, d. h. gehobenen Lohnes für die arbeitende Masse, stellt die intellektuelle und physische Qualität dieser Masse auf eine Stufe höher, und damit sind diese Leute für die Betriebe im ganzen auch wieder um soviel mehr wert geworden, und zwar ist es sehr wahrscheinlich, daß der Wert der Leistungen stärker steigt als die Belastung durch erhöhten Lohn. Das ist deshalb wahrscheinlich, weil in Amerika die sehr viel höheren Löhne der dortigen Industrie nicht dazu führen, daß die dortige Industrie weniger leisten kann als die unsrige, sondern eine Eisenindustrie mit so hohen Löhnen, wie die amerikanischen sind, kann es wagen, nach Hamburg Eisen zu Preisen zu liefern, die unser Eisensyndikat nicht für möglich hält. Dieses Faktum der letzten Jahre, aus dem man auch sonst viele andere Konsequenzen ziehen kann, sagt allein, daß die Lohnhöhe es nicht für sich allein ist, die die Industrie niedriger stellt. Der Finanzrat Losch in Stuttgart hat in seinem Buche „Die nationale Produktion" auf Grund amerikanischer und französischer Angaben – ganz genaue deutsche waren nicht zur Verfügung — den merkwürdigen Nachweis geführt, daß der amerikanische Arbeiter dreimal die Leistungsfähigkeit hat wie der entsprechende französische Arbeiter. Natürlich wird der amerikanische Arbeiter höher gelohnt, aber mit diesem amerikanischen Arbeiter läßt sich, obwohl er kürzere Stunden arbeitet, ein ganz anderes Maschinenwesen betreiben, mit ihm läßt sich der Betrieb auf einer ganz anderen Höhenlage halten. Und deshalb muß die Qualitätsverbesserung der Menschen durch Lohnerhöhung gerade vom Standpunkt der Industrie im ganzen unser Ziel werden, auf daß wir zu den starken Konkurrenten zu zählen sind. Wir müssen jenen Amerikanismus dadurch schlagen, daß wir von ihm industriell soviel lernen, als möglich ist, darunter auch, daß die Parole „billig und schlecht" in Bezug auf menschliche Arbeitskraft nicht die Parole ist, mit der industrielle Nationen in die Höhe steigen.

Aber gehen wir einen Schritt weiter und sehen wir dieselbe Sache vom Standpunkt der allgemeinen Volksgesamtheit, des Volkstums an! Jene Volkskraft, von der wir am Montag miteinander geredet haben, jene Volkskraft physischer und geistiger Natur, jene Schöpferkraft, die aus einem Volk überhaupt etwas werden läßt, die Kraft, die nach der Seite der Moral und der Kunst hin lebendig ist und kräftige, ganze, gesunde Menschen in Menge in ein Volk hineinstellt, hängt bei einem Volk, dessen eine Hälfte Lohnempfänger sind, unzweifelhaft vom Lohn

ab. Der Charakter des deutschen Volkes als Ganzes, sein moralischer, sein künstlerischer, sein physischer Charakter ist zum mindesten zur Hälfte bereits heute eine Lohnfrage geworden. Stellen wir uns vor, daß die Lohnarbeiter vom Jahre 1895 jeder nur 5 Pfennige mehr am Tage eingenommen hätten, so würden diese 5 Pfennige zusammen 191 Millionen Mk. ausgemacht haben, d. h. für 191 Millionen Mk. mehr Brot, Kleidung, Litteratur, d. h. fast 200 Millionen Mk. mehr Lebensgüter, hineingeworfen in diese Schicht. Oder denken wir uns die Wirkung der günstigen Zeit, die hinter uns liegt. Im rheinisch-westfälischen Industriegebiet ist nach den Angaben der Berufsgenossenschaften die durchschnittliche Lohnhöhe des Arbeiters von 3,20 Mk. auf 3,80 Mk. täglich gestiegen, also im Laufe dieser Jahre nicht um 5, sondern um 60 Pfennige, d. h. daß die 250 000 Arbeiter, die in diesem Gebiet in Betracht kommen, 45 Millionen Mk. mehr im Jahre gehabt haben. Davon leben die ganzen Städte mit, davon lebt eine ganze Gegend mit, am Lohn wird sie gesund, und wenn der Lohn anfängt zu sinken, so wird sie krank. Der Lohn ist volkswirtschaftliches Blut, Lebensblut für dieses Volk im Zeitalter der Industrie geworden. Und weil wir dies wissen, beschäftigt es uns so tief, daß wir sehen, daß hinter der Zeit, wo aus 3,20 Mk. 3,80 Mk. wurden, nun die Zeit gekommen ist, wo aus 3,80 Mk. wieder 3,40 Mk. und 3,20 Mk. werden, daß wir in die Zeit der Krisis eingetreten sind, wo wir diesen Aufschwung, den wir mühsam in fünf Jahren gemacht haben, uns unter den Händen wieder zerrinnen sehen, denn das ist an der Krisis eigentlich das wesentliche. Die Verluste der Bankiers in Potsdam und anderswo sind, volkswirtschaftlich betrachtet, immer noch im gewissen Sinne Privatvorgänge; das, was auf dem reinen Geldmarkt geschieht, ruiniert, so schwer es für die Beteiligten auch sein mag, im großen und ganzen nur eine geringe Zahl von Familien und belastet im übrigen eine Mehrzahl von Familien, die an sich über der Höhengrenze der Not stehen.

Aber die Wirkung derselben Krisis nach unten hin auf das Lohngebiet ist weit nachhaltiger, denn Arbeitslosigkeit bedeutet in sehr vielen Fällen, daß überhaupt das betreffende Menschenmaterial der Volkswirtschaft ganz verloren geht. Leute, die ein halbes Jahr lang arbeitslos gewesen sind, müssen schon einen sehr hohen besonderen Fonds von Energie in sich tragen, wenn sie dann überhaupt noch wieder in geordnete Verhältnisse hereinkommen können. Das Wort „arbeitslos" bedeutet nicht nur, daß der Mann heute und heute über 14 Tage und heute über 4 Wochen die Zeitungsblätter durchsucht und sieht, wo er Stellung bekommen kann, sondern bedeutet sehr oft auch die Auflösung

einer Familie, einer Urzelle des Volkstums im ganzen. Und diejenigen, die keine Arbeit haben, unterbieten aus Not die, welche Arbeit haben, und so sinken die andern Löhne mit, und das, was in den guten Zeiten an weiterer Lebensfreiheit hinzugewonnen worden ist, geht dann wieder zurück. Und es geht in solcher Zeit mit zurück die technische Kraft bei den Arbeitern, denn der geringere Lohn ist ein gewisser geistiger Verlust, er bedeutet auch ein Etwas von geringeren Gehirnen und Muskeln gerade in dieser Schicht; und ferner bedeutet die geringere Arbeitsgelegenheit gerade in der kleineren Industrie, daß man während der Krisis keine technischen Fortschritte macht, sondern daß auf gewisse Jahre hin die alten Maschinen noch gut genug sein müssen und daß unser Volk, welches, um seine Volkswirtschaft auszubauen, es dringend notwendig hat, jeden technischen Fortschritt mit jedem Jahr mit jeder Hand zu ergreifen, Jahre bekommt, in denen er sagen muß, es ließe sich noch viel machen, wir können es aber nicht thun!

So liegt denn die Krisis über einem Land, das sich auf Industrie aufbaut, ähnlich, wie die Dürre über Indien liegt. Und die Frage, was diese Krisis ist und wer sie uns erklärt, ist natürlich eine Frage, die gerade in diesen Wochen sehr viele Köpfe beschäftigt. Wenn nun die Frage, was die Krisis ist, so kinderleicht und einfach wäre, daß man bloß bei irgend einem unserer großen volkswirtschaftlichen Professoren pagina 367 rechts oben nachzublättern brauchte: die Krisis ist das und das, dann würden wir wissen, was wir zu thun haben, aber so einfach ist die Sache nicht. Denn Krisis ist Lebensrückgang, und so wenig Jemand mit einem kurzen Wort das Schwächerwerden des Lebens in der einzelnen Person erklären kann, so wenig kann er mit einem kurzen Wort den ganzen Vorgang des Nachlassens der wirtschaftlichen Lebenskraft in der ganzen Gesamtperson ausdrücken. Man kann dem Geheimnis der Krisis nur nachgehen, indem man auszusondern sucht, welche Erklärungen falsch sind, indem man festzustellen sucht, welche teilweise richtig sind, und die hervorhebt, von denen man glaubt, daß sie der Wahrheit am nächsten kommen. In diesem Sinne möchte ich mit Ihnen die Krisis durchsprechen.

Falsch ist die Erklärung der Krisis aus der Zunahme der Bevölkerung an sich. Davon habe ich schon am Montag gesprochen. Die Gegengründe sind sehr einfach; denn in dem Moment, wo die Krisis anfängt — und das ist der entscheidende Moment zur Erklärung —, ist garnicht ein Überschuß von Menschen da, sondern befindet man sich noch in der Lage, wir könnten noch mehr Menschen brauchen und beschäftigen; ferner wächst während der Krisis die Zahl der Menschen weiter und die Krisis

hebt sich wieder und die mehr gewordenen Menschen haben doch wieder Arbeit; drittens haben auch Länder, die keinen Bevölkerungszuwachs aufweisen, die Krisis gerade so gut wie Länder, die Bevölkerungszuwachs genießen. Falsch ist ferner die Erklärung, die sehr häufig gehört wird, aus dem Unterkonsum der Massen. Dieser Gedanke enthält eine innere Wahrheit, aber keine Erklärung der Krisis. Es ist folgender Gedankengang: in der Krisis sind die Lagerhäuser voll, jeder Kaufmann will verkaufen, jeder Industrielle will absetzen und drüben sind Leute, die Mangel haben, die ohne Garn, ohne Schuhe, ohne Eisen, kurz ohne all die Dinge, die der Industrielle gern los werden will, dastehen; wenn die kaufen könnten, wäre es ja gut, dann wäre die Krisis gehoben. Dieser Kontrast existiert, er erklärt aber die Krisis nicht, denn in dem Augenblick, wo die Krisis anfängt, ist der Konsum der Masse so gehoben, als es überhaupt möglich ist. Ja, wenn die Krisis anfinge in einem Augenblick, wo die Masse nichts kaufen kann, aber die Krisis setzt ja gerade dort ein, wo die 10 Milliarden gezahlt werden, wo die Masse soviel kauft, wie sie in aller geschichtlichen Vergangenheit noch nie gekauft hat. Deshalb kann man nicht behaupten, daß es der Unterkonsum sei. Die Masse war ja der besten Absicht, weiterhin noch mehr zu kaufen, und sie wird auch später wieder kaufen. Teilweise richtig ist die Erklärung aus kriegerischen Verwickelungen, aber auch nur teilweise. Wenn wir einen großen europäischen Krieg haben würden — wovor uns Gott bewahren möge —, dann würde ja dieser Krieg die totale Krisis aller unserer Gewerbe sein. Aber ein ausländischer Krieg wie der, welcher jetzt in Südafrika gefochten wird, legt doch nur einen gewissen Teil von Industrien lahm. Gewiß ist, daß insbesondere die Engländer in diesen Kriegsläuften eine ganze Reihe Luxussachen nicht mehr kaufen, aber ebenso gewiß ist, daß sie etliche andere Dinge, wie z. B. Sättel und Gewehre und Patronentaschen und Kleidertuche und Pferde, in erhöhtem Maße brauchen, und zwar hoffen wir, noch recht lange. (Heiterkeit.) Indem also der Krieg auf der einen Seite Verdienst nimmt, giebt er auf der andern Seite, wenigstens den nicht direkt beteiligten Völkern; denn der Engländer muß ja seine Millionen in den Krieg liefern, und die laufen doch auch durch die Armeelieferanten in das Gesamtgebiet des Handels mit hinein. Rechnen wir also die Störung und die Förderung gegen einander, so möchten wir bis jetzt nicht wagen, gerade diesen Krieg für die Krisis hauptsächlich verantwortlich zu machen, und müssen auch sagen, daß wir in der Vergangenheit schon Krisen gehabt haben, die mit keinem Krieg etwas zu thun hatten. Nur teilweise richtig ist ferner die Erklärung der Krisen aus der ausländischen

Konkurrenz. Eine ausländische Konkurrenz kann ohne Zweifel die Industrie und auch die Landwirtschaft eines ganzen Landes in äußerste Schwierigkeiten bringen; ich erinnere nur an Dinge, die unser Vaterland erlebte. Die argentinische Getreidekonkurrenz bringt unsere Weizenbauern in die größte Schwierigkeit, die amerikanische jetzt beginnende Textilkonkurrenz bringt die deutschen Spinner und auch Weber in die größte Schwierigkeit, die amerikanische Eisenkonkurrenz bedroht unser deutsches Eisengeschäft. Wenn also ausländische Konkurrenz über die Gewerbe eines anderen Landes übermächtig wird, ist es möglich, daß sie darunter brechen, aber dieser Vorgang entspricht doch nicht eigentlich dem, was wir Krisis nennen, sondern dieser Vorgang ist in den meisten Fällen ein dauernder Vorgang der Kräfteverschiebung zwischen einem Land und dem anderen, während das, was wir Krisis nennen, bei weitem noch nicht die Überwindung durch eine große Konkurrenz ist, sondern eine vorübergehende, gewisse Jahre dauernde Welle der Abflauung und Abschwächung, auf die dann wieder eine Erholung folgen wird. Wenn die Erklärung richtig wäre, daß ausländische Konkurrenz die Krisis macht, dann müßten diejenigen Volkswirtschaften, die an der Spitze der Konkurrenz marschieren, überhaupt keine Krisen haben, aber sie existiert auch dort, wo die sieghaften Mitbewerber sind.

Schon aus dieser einen Thatsache muß man sagen, die Krisis liegt irgendwie in der Konstruktion unseres Industriewesens und muß aus dieser Konstruktion heraus erkannt werden. Nun komme ich zu den zwei Gründen der Krisis, von denen ich glaube, daß sie die tiefliegendsten und wirklichsten sind, nämlich einem gestörten Verhältnis zwischen Kapital und Geld und einem falschen Verhältnis zwischen Kapital und Betriebsform. Über das erstere mag und kann ich wenig sagen, denn ich gehöre nicht zu den Leuten, die von Hause aus die Erfahrung haben, die zur Behandlung des Punktes „Kapital und Geld" gehört. (Heiterkeit.) Nur aus geschichtlicher Kenntnis heraus läßt sich sagen, daß Schwankungen in dem Verhältnis, wieviel Kapital es giebt und wieviel Gold es giebt, fast immer gleichzeitig oder vorhergehend mit den Schwankungen im wirtschaftlichen Leben gewesen sind und daß das Aufgehen neuer Goldfelder eine Erweiterung und deren Zurückgehen eine Verminderung des wirtschaftlichen Lebens war. Und jetzt ist ein Fall, wo der südafrikanische Krieg, nicht weil es ein Krieg ist, sondern weil er die Goldproduktion in Südafrika hindert, eine Mitwirkung auf die Krisis sehr wohl haben mag. Wo fing die Krisis an? Nur an ihrem Anfang kann man sie studieren. Sie fing, wie Calwer sehr genau nachweist, im Jahre 1899 an, und zwar zu dem Zeitpunkt, wo in der

Reichsbank der Diskont zu steigen begann; 19. Juni bis 6. August $4^1/_2$ pCt., 7. August bis 2. Oktober 5 pCt., 3. Oktober bis 18. Dezember 6 pCt., 19. Dezember bis 31. Dezember 7 pCt. Die Geldversteifung vom Jahre 1899 ist der erste Akt innerhalb der Krisis, in der wir stehen.

Ausführlicher, weil die Sache mir näher liegt, spreche ich über das zweite, das Verhältnis von Kapital und Betriebsform. Das Kapital legt sich in der Industrie an, es legt sich aber nicht ganz gleichmäßig, sondern in etlichen Industriegebieten stärker, in anderen schwächer an, und in dieser verschieden starken Anlage liegt der Grund zur Gesundheitsstörung des Industrialismus im ganzen. Nachdem die Krisis auf dem Geldmarkt angefangen hatte, setzte sie sich zuerst im Gebiet der großen Eisenindustrie fort. Hier mache ich darauf aufmerksam: die Krisis fängt nicht bei den Krämern an, wo der Arbeiter kauft, nicht hier bei Wertheim, wo die Absatzartikel an die Masse ins Publikum hinein verkauft werden, sie fängt überhaupt nicht am Markte an, sondern an einer Stelle, die weit rückwärts vom Markt liegt.

Wenn man Industrie und Handel vom Standpunkt der Eisentechnik aus in verschiedene Stufen teilen will, so ergeben sich folgende 5 Stufen: 1. Stufe: Bergbau und Hüttenwesen, Rohprodukte; 2. Stufe: Metallverarbeitung in den großen Gießereien, Walzwerken, Blech-, Drahtherstellung u. s. w.; 3. Stufe: Industrie der Maschinen und Instrumente, Verarbeitung des Materials bis zur fertigen Werkzeugmaschine; 4. Stufe: die Benutzung dieser Werkzeugmaschinen, sei es als Webemaschinen oder Strumpfmaschinen oder zur Lederbearbeitung, Holzzerkleinerung u. s. w.; 5. Stufe: Verkauf der Produkte, die auf der 4. Stufe gewonnen sind.

Von dieser Stufenreihe erfaßt die Krisis zuerst die zweite Stufe, die Metallverarbeitung im großen, und zwar beginnt sie auf der zweiten Stufe in doppelter Weise. Die große Eisenindustrie klagt eines Tages, sie könne keine billigen Rohprodukte von der ersten Stufe, von dem Berg- und Hüttenwesen, bekommen, und sie klagt nach der andern Seite hin, sie mache mehr Eisen fertig, als die Maschinenindustrie ihr abnehmen kann. Es handelt sich also recht eigentlich um eine Protuberanz, eine Schwellung, eine Überproduktion auf der zweiten Industriestufe. Rückwärts gerechnet von der zweiten auf die erste Stufe hin lag es wohl so, daß auf dem Gebiet der Rohproduktion an Kohle und Roheisen noch mehr geschafft werden konnte, wenn die Syndikate wollten, wenn dort nicht das Monopolrecht eingezogen wäre und durch dieses Monopolrecht der Syndikate auf Bodenschätze eine Hemmung in der Produktion möglich gewesen wäre. In diesem Teil halte ich die Erklärung, welche die Bodenreformer von der Krisis geben, für richtig; ich halte sie nicht für

die Erklärung des ganzen Vorgangs, aber für ein richtiges und wesentliches Moment. In der letzten Nummer der „Zeit“ hat Eschwege in einem Aufsatz über die Krisis die Gründe gerade dieser Art mit Klarheit ausgearbeitet. Aber ebenso wesentlich ist das weitere, das Verhältnis der zweiten Stufe zu den nächstfolgenden. In den nächstfolgenden Stufen herrschte keine so fieberhafte Entwickelung wie in der großen Eisenindustrie. Die Maschinenindustrie ging langsamer, noch langsamer ging die eigentliche Produktionsindustrie. Woher kommt das? Daher, daß das große Kapital nicht alle fünf Stufen gleichmäßig oder verhältnißmäßig befruchtet. Das große Kapital legt sich im wesentlichen auf der ersten und zweiten Stufe an, teilweise noch auf der dritten, fast garnicht auf der vierten, sehr wenig auf der fünften. Wenn nun also in einer Periode großes neues Kapital in die Industrie hineinkommt, sich aber nicht gleichmäßig verteilt, so entsteht selbstverständlich ein Zustand, wie er überall dort ist, wo eine große Menge Menschen von hinten drängt, aber die, welche vorn stehen, immer sagen: wir können nicht vorwärts, wir haben keinen Platz. Die vorn Stehenden sind dem Markt näher. Die vierte und fünfte Stufe haben nicht die großen Geldmittel, um Schritt mit denen zu halten, die hinter ihnen sich riesenhaft entwickeln. Wie kommt das? Weil die letzten Stufen fast nur mit eigenem Kapital arbeiten müssen, womit nicht gesagt ist, daß sie nicht auch borgen; aber es ist in der Hauptsache Personalkredit, auf den die letztgenannten Stufen aufgebaut sind, und es sind Aktiengesellschaften mit großen Mitteln, auf die die vorhergehenden Stufen aufgebaut sind. Nehmen wir also z. B. die Textilbranche und denken wir an die Weber und Strumpfwirker, die Unternehmer. Das sind fast alles mittlere und kleine Leute, das ist in Sachsen, Schlesien, Elberfeld, Elsaß eine Masse Leute von mittlerer Größe des Betriebes und mittlerer Größe des Kapitals. Diese wollen alle ihr Geschäft vergrößern, aber sie können es nur durch das Kapital vergrößern, das sie selbst von Jahr zu Jahr in ihrem Geschäft mehr machen und gewinnen. Natürlich wird in guten Jahren auch auf diesen Stufen kapitalisiert und das neue Kapital dient sofort zur Betriebserweiterung. Die oberen Stufen haben aber nicht nur das Geld, das sie selber schaffen, sondern in der zweiten wie in der ersten und etwas auch in der dritten Stufe wird ein großer Teil des Geldes angelegt, das durch Bodenrente gewonnen ist, jenes Kapital, das Anlage um jeden Preis sucht, weil es arbeitslos gewonnen ist, jenes Geld, das von den Zinsen der Staatsanleihen sich ergiebt und nicht wieder von neuen Staatsanleihen aufgesogen wird. Dieses Geld legt sich da an, wo konzentrierte Großindustrie ist; denn vom Standpunkt eines

Bankdirektors aus ist es viel leichter, mit einem Riesenunternehmen der ersten und zweiten Industriestufe zu arbeiten, als mit den einzelnen Unternehmern der vierten Stufe, und es gehört eine viel größere Sachkenntnis dazu, um Geld in der vierten Stufe anzulegen. Darum muß die vierte Stufe oft um Geld bitten und der zweiten wird Geld angeboten. So entsteht die Ungleichmäßigkeit der Entwickelung, daß, wenn die letzten Stufen des Prozesses auf ihre Weise noch ganz gesund sind, in der zweiten Stufe Arbeitslose entlassen werden.

Diese drücken den Markt, und nun fängt erst die Krisis an, auf die fünfte Stufe, auf den Markt, zu kommen, und wenn sie einmal dort hineingekommen ist, so daß ein Teil des Lohnes nicht mehr in der Volkswirtschaft umläuft, dann folgt eins aus dem andern, denn dann kann die fünfte Stufe weniger von der vierten entnehmen, die vierte weniger von der dritten, und nun beginnt die Krisis ihren Kreislauf, in dem alle Beteiligten mit einander leiden, bis sie durch Abschreibungen und einige Jahre Hängen und Würgen mühsam alle so weit gekommen sind, daß die zweite Stufe ihre Schwellung verloren hat und die dritte, vierte und fünfte wieder in entsprechende Höhenentwickelung gekommen sind. Dann erst ist die Industrie wieder organisch, so lange organisch, bis sie wieder denselben Fehler macht, sich in ihren Vorstufen überzukapitalisieren.

Was ist also, wenn diese Erklärung den Hauptteil in der Frage der Krisis trifft, zu thun? In kurzer Formel das zu sagen, ist nun nach Aneignung dieser Gedanken nicht schwer, aber es in die Praxis umzusetzen, ist schwer. Die Methode der Heilung heißt: stärkere Kapitalisierung der letzten Stufen des Industrieprozesses. Je mehr kapitalistischer und großkapitalistischer Betrieb in der Fertigstellung der Produktion und im Verkauf vorhanden ist, desto zeitiger wird die Industrie als ein Ganzes harmonisch werden. Jetzt besteht sie aus einem großindustriellen Leib mit kleinindustriellen Händen, und dieses Verhältnis ist es, woran sie krankt. Kann man nun ihre Arbeitshände, die sie dem Markt entgegenstreckt, auch großindustriell gestalten, dann wird die innere Harmonie sehr viel leichter vorhanden sein. Ansätze dazu sind die Warenhäuser für das Inland und die großen Exportlager für das Ausland. Aber wer das ganze überschaut, muß sagen, das ist eine Riesenarbeit, ehe die Verzettelung des Kleinbetriebes einigermaßen durch die weitere volkswirtschaftliche Entwickelung aufgesogen wird und ehe das Kapital sich wirklich entschließt, auch die letzten Stufen des Produktionsprozesses in die Hand zu nehmen. Daran aber hängt Gesundheit und Schicksal sehr vieler in unserm Volk und zwar, je mehr wir ein Volk von Lohnarbeitern

werden, in desto höherem Grade. Wir mögen sonst gegen den Marxismus viel einzuwenden haben, den einen Vorteil hat die Lehre von Karl Marx, daß sie den Arbeitern sagt: erst muß der Kapitalismus sich ausleben, ehe ihr zu etwas kommen könnt! Was dort immer wie eine große theoretische Konzeption gefaßt ist, liegt heute greifbar vor uns.

Durch Kapitalisierung des ganzen gewerblichen Lebens weiterer Sieg des Gedankens „Großbetrieb", nachdem er einmal angefangen hat, das kann die einzige vernünftige Lösung sein, wenn wir nicht immer wieder rückfällig werden und Stockungen erleiden sollen. Und nun sehen Sie, inmitten eines Staatswesens, welches alles andere eher will als diese Beförderung, haben wir eine Volkswirtschaft, die diesen Prozeß absolut fordert. Wir haben eine Gesetzgebung, die uns die kleinen Bankiers krank machte, ich will nicht sagen, tot machte. Was hieß das? Man tötete diejenigen Stellen, die der vierten und fünften Stufe noch Geld borgten, weil die persönliche Bekanntschaft vorhanden war, man gab das Kapital noch mehr als früher in die Hand der Großbanken, denen es viel schwerer fällt, sich mit dem einzelnen kleineren Unternehmer in Verbindung zu setzen, und führte uns mit einem bösen Strich, den man einfach den Agrariern zu Gefallen ohne tiefere, sachliche Überlegung machte, in volkswirtschaftliche Folgezustände hinein, die die nicht wollten, die sie brachten, die sich aber natürlich ergeben, wenn man das Kapital absolut konzentriert und den Betrieb nicht gleichzeitig mit konzentriert. Das ist doppelt verhängnisvoll für ein Volk, welches noch mehr lohnarbeitendes Volk werden wird und werden muß, als es heute ist.

Und da komme ich zum Schluß auf die Ziffer, von der ich am Montag gesprochen habe. Im Jahre 1925 haben wir nach menschlicher Voraussicht 80 Millionen Bewohner in Deutschland. Wovon werden diese 80 Millionen leben, wenn sie überhaupt leben können? Ungefähr soviel wie heute werden von der Landwirtschaft leben, die Ziffer der Landwirtschaft nimmt ja schon lange nicht mehr zu. Das sind 18 Millionen landwirtschaftliche Bevölkerung. Dann rechne ich nach Maßgabe des jetzigen Bestandes mit dem entsprechenden Zuwachs und das ergiebt 3 Millionen gelehrte Berufe und ähnliche, $1\frac{1}{4}$ Million häusliche Dienste, $5\frac{3}{4}$ Millionen ohne bestimmten Beruf unter allen möglichen Einzelangaben, und es bleiben für den großen Hauptbestandteil, für Industrie, Bergwerk, Baufach, Handwerk und Handel 52 Millionen Menschen. Also in Arbeitsgebieten, in denen heute 26 Millionen leben, sollen im Jahre 1925 52 Millionen leben. Das ist die weitere Ausführung dessen, was wir am Montag die deutsche Frage genannt

haben. Wovon leben diese kommenden Menschen? Sie können nur leben bei einer gewaltigen Entwickelung des Industrialismus und sie können nur leben, wenn der Industrialismus diese Krankheitssymptome möglichst aus sich ausscheidet, wenn er nicht mehr rückwärts die Hand an den Pflug legt und rückwärts blickt, wie es früher gewesen ist, sondern absolut vorwärts geht in das Zeitalter des Großbetriebes und der Konzentration hinein. Nur dann kann er das leisten, was ich vor hin Amerikanismus nannte, nämlich jene absolute Intensität der Arbeit, aufgebaut auf eine gut gelohnte Bevölkerung, durchsetzt von der vorzüglichsten Maschinentechnik und gleichmäßig kapitalisiert im Gesamtprozeß. Dort muß das Ideal liegen für das Volk im ganzen und besonders für die Arbeiter; denn eine Bevölkerung von mehr als 40 Millionen Menschen wird im nächsten Menschenalter, im Jahre 1925 von Lohn leben müssen. Diese Leute sind dann der deutsche Durchschnittsmensch in der Zukunft. Der deutsche Durchschnittsmensch in der Vergangenheit war der selbständige Bauer; der bleibt auch heute noch ein großer und wesentlicher Bestand, aber der Massenmensch, der deutsche Normalmensch der Zukunft wird mit Unerbittlichkeit der Lohnarbeiter, weil wir viele Kinder haben, weil wir ein großes Volk sind, weil wir die ganze Entwickelung durchmachen, von der wir bisher gesprochen haben. Wir können unsere eigene Zukunft, unsere eigene Menschenmasse, die hinter uns kommt, überhaupt nur tragen und aushalten, wenn wir den Ertrag unserer Arbeit bis auf das äußerste steigern, den Ertrag unserer heimischen Produktion und den Ertrag dessen, was wir vom Auslande bekommen.

Über diese Seite der Sache reden wir am nächsten Abend weiter. Der nächste Abend, am Montag, wird sich mit dem Kampf ums Brot befassen, der ja keineswegs bloß ein Kampf ums Brot allein, sondern ein Kampf um die Richtung der Wirtschaftspolitik im ganzen ist, ein Kampf um Deutschlands Zukunft. (Lebhafter Beifall).

Der Streit um den Brotpreis.

Geehrte Versammlung!

Vom Brot und Brotpreis, vom Getreide, von der Landwirtschaft, vom Import des Getreides spricht heute alle Welt, alle Zeitungen sind voll davon und unser Parlament, welches nächstens wieder zusammentritt, wird keine wichtigere Frage haben als diese; über jeden unter uns ist die Getreidedebatte schon wie ein Jahresregen niedergerieselt und keiner ist da, der in dieser Sache nicht eigentlich schon mehr in sich aufgenommen hat, als er innerlich verarbeiten kann. Was soll man da in einer Abendstunde inmitten dieser großen allgemeinen Volksdebatte aussprechen? Unmöglich ist es, alle Gesichtspunkte, alle Seiten der Angelegenheit hier in kurzem Rahmen durchzusprechen, ich werde darum versuchen, rein volkswirtschaftlich zunächst auf den Punkt „Preisfrage" einzugehen, und werde dabei mich bemühen, solche Dinge, die in der allgemeinen öffentlichen Debatte leicht etwas zu kurz kommen, besonders in den Vordergrund stellen.

Der Brotpreis, der Getreidepreis ist eine bewegte See, die Wellen gehen hoch, die Wellen gehen flach, kleines Gekräusel auf der Oberfläche, Flut und Ebbe im tiefen Untergrund. Das leichte Gekräusel auf der Oberfläche ist der Brotpreis und tief darunter liegt der Weltmarktpreis des Getreides. Volkswirtschaftlich, statistisch läßt sich der Brotpreis selber im engsten und eigentlichsten Sinn des Wortes schwer erfassen, nicht nur deshalb, weil an ganz wenigen Orten wirkliche Erhebungen über den Brotpreis vorliegen, sondern vor allem auch deshalb, weil die Form, in der die Menschen schließlich Roggen und Weizen zu sich nehmen, so unendlich verschieden ist in allen Schwarz- und Weißbrotsorten und weil in einem und demselben Ort die Brotpreise in einer und derselben Zeit oft ungeheuer verschieden sind. Das Brot in

Berlin W. ist natürlich ganz etwas anderes als das Brot in Berlin N. In dem Preis für das Brot in Berlin W. steckt die schöne Ladeneinrichtung der Kurfürstenstraße mit darin, während natürlich der Bäcker in der Brunnenstraße bei seinem Brot ein geringeres Unkostenquantum mit einzurechnen hat. Volkswirtschaftlich schon greifbarer ist das zunächst zurückliegende, das Mehl. Der Mehlpreis hat auch seine Kontrollschwierigkeit darin, daß die Mehlsorten in sich sehr differieren, aber man kann z. B. versuchen, an der Hand des Statistischen Jahrbuchs des Deutschen Reiches „Mehl Nr. 1" durch seinen Lebensgang zu verfolgen, und da zeigt sich, daß der Jahresdurchschnitt von Berlin im letzten Jahrzehnt zwischen 32 und 40 Pfg. für ein Kilogramm geschwankt hat, daß aber die Berliner Schwankungen bei weitem nicht den ganzen Umfang der Schwankungen aussprechen, die das Mehl im deutschen Vaterland im Preise durchmacht. Der billigste Mehlpreis liegt über Danzig, Bromberg, Königsberg, der teuerste Mehlpreis liegt über Straßburg, Karlsruhe, Darmstadt, Mannheim, und die Schwankungen sind so groß, daß, wenn man von Jahresdurchschnitten redet, nicht von zufälligen Extrapreisen, innerhalb des letzten Jahrzehnts die Roggenmehlschwankungen in Deutschland von 17 Pfg. pro kg bis zu 46 Pfg. und die Weizenmehlschwankungen von 22 Pfg. bis zu 53 Pfg. gehen. Und unter und hinter diesen Mehlpreisschwankungen liegen nun erst die eigentlichen großen Flut- und Ebbeerscheinungen des Getreides auf dem Markt. Bei ungefähr gleicher Qualität schwankte im letzten Jahrzehnt der Preis der Tonne Roggen zwischen 110 Mk. im Jahre 1894 in Danzig und 222 Mk. im Jahre 1891 in Köln, und der Preis der Weizentonne schwankte in demselben Raum und in derselben Zeit zwischen 132 Mk. im Jahre 1894 in Danzig und 241 Mk. im Jahre 1891 in Mannheim.

Dieses kolossale Auf und Nieder im Getreidepreis, diese Schwankung, die den Getreidepreis in seinen teuren Zeiten direkt verdoppelt erscheinen läßt gegenüber dem Preis in seinen billigen Zeiten, ist eine volkswirtschaftliche Qual ebenso gut für die, welche Getreide herstellen und verkaufen, wie für die, welche Getreide kaufen; denn für beide mit einander ist Getreide einer der unberechenbarsten Faktoren in ihrem Lebenshaushalt und dabei kein kleiner Faktor. Denken wir an die Käufer! Ich habe in meinem vorigen Vortrag auf Grund der Berufszählung des Jahres 1895 mit Ihnen davon geredet, daß damals vor sechs Jahren die vom Lohn im engern Sinne des Wortes lebende Bevölkerung in Deutschland 24,2 Millionen Menschen betrug. Wir bleiben einmal bei dieser Ziffer der Lohnbevölkerung vom Jahre 1895. Diese

verbrauchte ungefähr 5 Millionen Tonnen Getreide. Das rechnet sich so: von Alters her nimmt man an, daß der Menschenkopf im Durchschnitt 2 dz Getreide jährlich in sich aufnimmt, natürlich der eine mehr, der andere weniger. Von agrarischer Seite ist diese Ziffer nur etwas beanstandet worden; Dr. Dade hat in interessanter Weise versucht, die Ziffer von 200 kg auf 188 kg herunterzudrücken. Mag sein, aber selbst wenn wir 188 annehmen, bliebe doch bestehen, daß die lohnarbeitende Bevölkerung im Durchschnitt ihre 200 hat. Es ergiebt sich also, daß die lohnarbeitende Bevölkerung von damals 5 Millionen Tonnen Getreide im Jahre verzehrte. Diese kosten auf einen niedrigen Preisdurchschnitt für Roggen und Weizen berechnet 600 Millionen Mk. Dasselbe Ernährungsquantum kostet auf einen sehr hohen Preisdurchschnitt, wie den vom Jahre 1891, berechnet 1 150 Millionen Mk. Das Brot der Lohnarbeiter des Jahres 1895 schwankt also unter Umständen um 550 Millionen Mk. geringere oder höhere Ausgabe. Und wie dem Lohnarbeiter, so geht es ja in dieser Frage allen denen, die Brotkäufer sind. Das ganze große Heer der Konsumenten, auch alle die Bauern, die erst Getreide verkaufen und dann Brot wiederkaufen, auch alle diejenigen, die zwar auf dem Lande arbeiten, aber dort nicht ihr eigenes Brot essen — und die sind Millionen — alle diese miteinander hängen von derselben Getreidepreisschwankung ab, so daß man ruhig sagen kann, das Schwankungsgebiet des Getreidepreises im letzten Jahrzehnt für den deutschen Konsumenten betrug — etwas mehr oder etwas weniger — etwa 1 Milliarde Mk. Da nun von dem Verbrauch, den die ganzen deutschen Konsumenten beanspruchen, ungefähr $^1/_5$ von auswärts eingeführt wird, so ergiebt sich, daß die Preisschwankungen im inländischen Getreide sich auf ungefähr 800 Millionen Mk. belaufen können.

Die Schwankung, die hier vorhanden ist, bedeutet nun vom Standpunkt derer, die $^4/_5$ unseres Getreides herstellen, vom Standpunkt unserer inländischen Landwirtschaft aus, daß auch sie mit dieser durchaus unsicheren Summe zu rechnen hat: was kommt für unsere Arbeit denn schließlich ein?

Und diese schwankende Summe, diese wogende See des Brotpreises ist das Interesse und die Erwartung von beiden Seiten; sie würde an sich das Kampfobjekt zwischen denen, die nur Brot kaufen und denen, die Getreide verkaufen, sein, wenn diese schwankende Summe als Gesamtheit sich von ihnen beeinflussen ließe. Wenn es möglich wäre, daß unsere Konsumenten oder unsere Getreideproduzenten diese ganze Summe regelten, so würden beide große Teile mit allen ihren Millionen Händen danach greifen, um diese Summe entweder nach

unten oder nach oben festzuziehen. Aber die Höhe des Preises entsteht weder beim deutschen Verkäufer noch beim deutschen Käufer, sondern sie entsteht über unseren Grenzen, außerhalb unseres Machtbereichs. Man sagt, den Getreidepreis bestimmt der Weltmarkt. Was heißt das? Eigentlich könnte es heißen, den Getreidepreis bestimmt London, denn London ist der Mittelpunkt des Weltmarkts. Aber auch London kann ihn nicht aus sich heraus bestimmen, denn von London gilt so gut wie von Berlin: sie säen nicht, sie ernten nicht und sie sammeln nicht in ihre Scheuern. Der Getreidepreis entsteht vielmehr, wie jeder andere Preis, im Grunde aus dem einfachen Verhältnis des Angebots auf der einen und der Nachfrage auf der anderen Seite, das soll heißen, auf der einen Seite stehen die Länder mit Getreideüberschuß, die Getreide ausführenden Länder; die werfen im Laufe des Jahres eine Quantität auf den Markt: hier kauft! Und auf der andern Seite stehen die mehr industriellen, Getreide einführenden Länder, die Käufer, England obenan, aber Deutschland sehr bald hinterher, und sie sagen: soviel brauchen wir. Und je nachdem, ob entweder der Bedarf der Einfuhrländer größer ist als das Angebot der Ausfuhrländer oder ob umgekehrt das Angebot von Getreide aus den Getreideländern viel höher ist als der Bedarf, geht die Welle an sich auf und nieder. Aber freilich so einfach schulmäßig, wie man dies hier ausspricht, verläuft eine so komplizierte Sache nicht, denn es gehörte Allwissenheit dazu, um Angebot und Nachfrage auf diesem Gebiet kurz auszugleichen. Sowohl Angebot wie Nachfrage liegt in den Händen von Leuten, denen der Getreidehandel als solcher wiederum Beruf ist und bei denen das Privathandelsinteresse neben dem großen Vermittelungsinteresse, von dem sie leben, naturgemäß nebenher geht. Infolgedessen sind die Versuche, die vorhandenen Bestände größer oder kleiner erscheinen zu lassen, als sie wirklich sind, die Versuche, die kommenden Ernten sonniger oder regenreicher zu gestalten, als sie wirklich sind, die immer wieder aufkommenden Versuche, große Quantitäten zeitweise vom Markt verschwinden zu lassen, nur Versuche, innerhalb des großen Apparates der Weltpreisbildung an gewissen Stellen einen besonderen Einfluß auszuüben. Diese Dinge entziehen sich nicht nur unserer deutschen, sondern jeder staatlichen Beeinflussung; denn wenn man versuchen würde, was man in Deutschland versucht hat, die Getreidebörse zu zertreten, und könnte man das auch in New-York und in London und in Buenos Ayres u. s. w. thun, so würde das Resultat immer wieder sein: gehandelt und spekuliert wird doch. Es bleibt also auf dem ganzen Gebiet des Getreidepreises neben dem Unberechenbaren des Wachstums, der Flächenausdehnung und der vor-

handenen Quantitäten immer noch dieser menschliche unberechenbar dazwischen greifende Handel.

Ein Gedanke freilich darf wohl aus diesem Bereich ausgeschaltet werden, nämlich die Idee, als könnte es in einer Zeit, die wir erleben, gelingen, den ganzen Getreidehandel zu monopolisieren und einen wirklichen Getreidering zu bilden. Das ist ja eine Art Schreckgedanke für einführende Länder, wenn es möglich wäre. Aber wer eint die Völker, wer ist imstande, diesen Massenartikel kapitalistisch und technisch in eine wirkliche Geschäftshand syndikatsweise zusammenzubringen? Ich glaube, mit dieser letzten Möglichkeit brauchen wir heute nicht ernsthaft zu rechnen, und was eine spätere Zeit damit zu thun hat, läßt sich heute nicht übersehen. Aber auch ohnedies bleibt Getreide und Getreidepreis das große X in aller volkswirtschaftlichen Rechnung, und es würde nur eine Möglichkeit geben, um die Wellenbewegung, von der ich gesprochen habe, für ein bestimmtes Land, für unser Land, nicht oder fast nicht fühlbar zu machen, wenn man nämlich ganz Deutschland zu einem Getreidebinnenhafen machen, wenn man es von dem Weltmeer der Getreidebewegung abdämmen würde, sodaß es in sich so still wäre wie diejenigen Teile der Nordsee, die man durch Dämme vor Emden abgegliedert hat. Das war die Idee des sogenannten Antrags Kanitz, der vor sechs Jahren die deutschen Landwirte sehr lebhaft beschäftigt hat, der eine Zeitlang die eigentliche große Parole des Bundes der Landwirte gewesen ist und der heute, ich weiß nicht, wohin gegangen ist, vielleicht nach Ostpreußen unter jenes berühmte strohgeflickte Dach (Heiterkeit). Dieser Antrag Kanitz hatte den Grundgedanken, der Staat als Ganzes, das Deutsche Reich, tritt nach außen als einheitlicher Getreideeinkäufer und nach innen als größter Getreideverkäufer auf. Das würde heißen: von dem beweglichen Weltmarktbestand an Getreide braucht Deutschland jetzt ungefähr $^1/_{10}$ für sich als Import. Ein Staat, welcher auftritt: ich brauche regelmäßig $^1/_{10}$ des ganzen auf dem Weltmarkt frei verkäuflichen Getreides, würde in dem Augenblick, wo er so auftritt, der erste Käufer unter allen sein. Dieser erste Käufer würde schwer von außen zu boykottieren sein. Und was er gekauft hätte — so geht der Gedanke weiter — würde dann im Innern gar nicht mit Rücksicht auf die Preise, die außen bezahlt werden, verkauft werden, sondern nach einer gleitenden Skala, etwa entsprechend den Innenernten oder, wie Graf Kanitz damals ausführte, dem durchschnittlichen Preise der letzten 30 Jahre.

Warum ist dieser Gedanke auch bei seinen eigenen Vätern heute ein vergessenes Kind geworden? Deshalb, weil erstens niemand im

Ernst daran glaubt, daß wir ihn technisch mit unserm Beamtenmaterial wirklich durchführen könnten; denn eine derartige Großhandelsgesellschaft, die sozusagen 56 Millionen Teilnehmer hat, die den zehnten Teil alles schwimmenden und fahrenden Getreides des Weltverkehrs überhaupt an sich greifen will, ist ein finanzielles Geschäftsunternehmen, dem gegenüber der Norddeutsche Lloyd und die Hamburg Amerika-Packetfahrt-Aktiengesellschaft eigentlich noch wirtschaftliche Kinder sind. Ein solches wirtschaftliches Riesenunternehmen wie die Zentralisierung des Getreidehandels eines ganzen Volkes können nicht beliebig Reichstag und Regierung eines Tages beschließen, sonst beschließen sie etwas, wofür ihnen einfach die vorhandenen menschlichen Ausführungsmöglichkeiten fehlen. Ebenso wenig wie man eines Tages beschließen kann, jetzt soll Herr X oder sonst wer eine Kruppsche Fabrik in Posen einrichten, kann man sagen: heute soll das deutsche Reich den ganzen Getreidehandel geschäftlich in seine Hand nehmen. Ja, wenn der Getreidehandel bereits zentralisiert wäre, wenn er von sich aus bereits so sehr in den Großbetrieb übergegangen wäre, daß man eigentlich nur noch 5 bis 8 große Geschäfte zusammenzunehmen hätte in ein letztes und den ganzen Beamtenapparat von jenen bereits zentralisierten großen Getreidegeschäften übernehmen könnte, dann wäre der Vorgang ähnlich dem, wie er bei der Verstaatlichung der Eisenbahnen gewesen ist. Aber auch dann blieben Bedenken genug, ob wir mit unserer Bureaukratie und mit der Versorgung von Offizieren u. s. w. schließlich dieses Geschäft würden betreiben können; und ob wir es ohne Personen des Zivilversorgungsscheins würden betreiben wollen, ist beim deutschen Staat sehr zweifelhaft.

Aber das ist nicht einmal der schwerste Grund, warum man an die Sache nicht herangeht; noch schwerer wiegt folgender Grund. Denken wir uns einmal diesen Plan, Deutschland als Getreideinnenland anzusehen, durchgeführt, dann schwinden von dem Tage an, wo er durchgeführt ist, alle andern politischen Fragen vor der einen Frage, wie teuer das Staatsgetreide ist, denn dieses Staatsgetreide macht dann den Preis für alles inländische Getreide, macht dann den Brotpreis für alle Konsumenten im ganzen Lande. Die Brotfrage, die jetzt bei Gelegenheit der Zölle vorübergehend auf ein Jahr oder zwei Jahre die Öffentlichkeit beschäftigt, wird dann geradezu die innere politische Frage eines Landes, welches sich auf dieses System eingerichtet hat. Denn niemand soll denken, daß, wenn man das System des Antrags Kanitz durchgeführt haben würde und auch bei der Einführung sofort beschlossen hätte, der Durchschnitt des Preises der letzten 30 Jahre solle maßgebend sein, dieser Beschluß eine ewige Satzung sein könnte, sondern von

diesem Augenblick an ist der Getreidepreis vollständig Kampfobjekt der kommenden politischen Parteien geworden, und von diesem Punkt an müssen die Getreideproduzenten alles daran setzen, daß sie die Staatsmaschine unweigerlich in der Hand haben, denn sobald die Staatsmaschine und der Antrag Kanitz auch nur einmal fünf Jahre lang in die Hände ihrer Gegner gerät, dann haben diese die Grundbesitzer nicht nur politisch, sondern auch wirtschaftlich absolut in der Hand. Darum ruhen im Antrag Kanitz so große innere politische Schwierigkeiten, daß aus politischen Gründen heraus nie eine Regierung wagen wird, mit diesem Antrag zu gehen.

Ist aber dies richtig, dann ist zugleich ausgesprochen, daß der Gedanke, Deutschland von Flut und Ebbe des Weltmarkts zu trennen, ein unmöglicher Gedanke ist, und wir bleiben bei dem bisherigen Zustand, daß die große Wellenbewegung des Weltmarkts, über unser Land hinflutet. Und der Agrarier, der sich nach dem Fall des Antrags Kanitz damit innerlich abgefunden hat, wünscht jetzt nichts anderes, als daß man über der Welle noch ein Stockwerk aufbaut, daß man die Welle kommen und gehen läßt, aber den Preis, den hohen wie den niedrigen, noch um einen deutschen Extrapreis erhöhe. Es handelt sich also bei den jetzigen Zollgedanken für Getreide nicht mehr um eine eigentliche Preisregulierung, sondern um eine einfache Staatszufügung zu dem Preise, die man nicht ändern kann, es handelt sich um eine Staatssubvention an die eine der beiden Parteien, die mit einander um den Brot- und Getreidepreis kämpfen. Und diese Staatssubvention in Form von Schutzzöllen, die jetzt eigentlich unser wirtschaftspolitisches Thema in Deutschland ist, wird auch von uns, auch von mir, der ich zu Ihnen rede, hauptsächlich aus zwei Gründen bekämpft, einmal weil diese Staatssubvention bei Getreide dem Wesen des Zolles und dann weil sie dem Wesen des Staates nicht entspricht.

Ich spreche besonders von dem ersteren. Von Finanz- und anderen Zöllen brauche ich hier nicht zu reden, sondern nur vom Schutzzoll. Was ist der Schutzzoll seiner Natur, dem Kern seines Wesens nach? Er ist eine Staatsgarantie gegen das Sinken der Preise in gewissen Branchen, er ist eine Staatsgarantie für eine Einnahmeerhöhung in gewissen Arbeitszweigen, nicht Staatsgarantie für Gleichmäßigkeit der Preise

das habe ich vorhin ausgeführt — sondern Staatsgarantie für Hochhaltung der Preise inmitten der Schwankungen. Er hindert das übrige Geschäft nicht, das läuft hin und her, hat seinen Wechsel, seine guten und schlechten Wetter, aber immer kommt noch eins dazu: wir haben über den allgemeinen Preis noch die und die Staffel. Mit anderen

Worten: der Zoll wirkt wie ein zinsfreies Darlehn, welches auf zehn Jahre gegeben wird. Dieses Darlehn arbeitet in dem betreffenden Geschäft, der Zollprofit ist der Nutzen von diesem Darlehn in dieser Zeit. Ist die Zeit abgelaufen, so kann das Darlehn zurückgezogen werden, dann fällt der besondere Darlehnsnutzen weg. Schutzzoll ist also seinem Wesen nach eine Unterstützung des Betriebskapitals gewisser Arbeitszweige, denn ob hier der Staat durch Zoll dieses Darlehn giebt, um mich so auszudrücken, oder ob der Betrieb es irgendwo anders her zu denselben günstigen Bedingungen bekommt, ändert daran nichts, daß mehr Geld, mehr Kapital, mehr Arbeitsmöglichkeit in die betreffenden Geschäfte hineinkommt. Wenn nun bei einer gewerblichen Branche, wie z. B. beim Eisenguß, der Staat diese Garantie übernimmt, so hat die Staatsgarantie die Eigenschaft, daß jeder daran teilnehmen kann, der will, daß, wenn heute 100 Eisenindustrielle daran teilnehmen, nichts dem entgegensteht, daß es übers Jahr 120 sind, die daran teilnehmen. Und das ist die eigentliche volkswirtschaftliche Absicht bei den Zöllen, daß die betreffende Industriebranche imstande ist, sich entweder durch Erweiterung ihrer Betriebe oder durch Erhöhung der Zahl der beteiligten Betriebe unter dieser Garantie in die Höhe zu arbeiten. Von diesem Gedankengang aus nennt man die Schutzzölle Erziehungszölle, weil sie den Zweck haben, Industriegebiete in die Höhe zu erziehen. Und unter der Voraussetzung der freien Konkurrenz unter den Beteiligten in derselben Branche hat diese Art gewerblicher Schutzzoll die Eigenschaft, im Laufe einer gewissen Zeit sich selber volkswirtschaftlich überflüssig zu machen; denn je mehr daran teilnehmen werden, desto mehr verteilt sich der Nutzen, der davon kommen kann, desto mehr wachsen die Geschäfte dieser Branche in die Höhe, füllen den inländischen Markt und fließen in das Ausland hinüber, und solange sie nicht kartellmäßig, syndikatsweise unter sich zusammengebunden werden, werden sie trotz der Zölle den Inlandspreis durch ihre eigene Konkurrenz wieder ermäßigen, wenn sie zahlreicher und leistungsfähiger geworden sind. Demnach hat, solange es keine Syndikate giebt, der gewerbliche Zoll, wenn er überhaupt einen Erfolg hat, den Erfolg, von einem gewissen Zeitpunkt an abzufallen wie welkes Laub. Denn für ein Gebiet, welches ausführt und in der inneren Konkurrenz ungehindert ist, bedeutet der Zoll nichts, auch wenn er dasteht. Wir haben ja die Beispiele garnicht selten, daß Zölle geradezu nur auf den Papier stehen, weil nichts mehr zu schützen ist. Das soll heißen, die betreffende Industrie ist aus dem Schutzbedürfnis herausgewachsen. Anders wird die Sache, wenn man die freie Konkurrenz hindern will in dem Augenblick, wo die Zölle ihren Dienst

gethan haben, wenn dann das Syndikat eintritt. Da erscheint die Stelle, wo der Staat als Ganzes seine Garantie zurückziehen muß, weil das Syndikat durch seine Existenz den Beweis liefert, daß jetzt der Zoll seinen Dienst gethan hat. Er kann gehen.

Anders steht es auf dem Gebiet der Landwirtschaft. Da gilt noch heute, was Friedrich List, jener geistvolle süddeutsche Volkswirtschaftler, der ursprünglich der Vater des Gedankens der industriellen Zölle in Deutschland ist, gesagt hat: „Agrikultur durch Zölle heben zu wollen, ist unsinnig.“ Wie kommt er, der Mann des kleinbäuerlichen Württemberger Landes, der Mann, der in den vierziger Jahren noch ein agrarisches Deutschland vor sich hatte, dieser zollbegeisterte Mensch dazu, den Satz auszusprechen, daß Agrikultur durch Zölle heben zu wollen unsinnig ist? Weil die Folgen der Zölle auf dem landwirtschaftlichen Gebiet nicht dieselben sind wie auf dem industriellen Gebiet. Denn landwirtschaftliche Zölle vermehren zunächst die Zahl der Landwirte nicht, weil der Boden im großen und ganzen ausgegeben ist, sie vermehren aber auch sonst die landwirtschaftliche Thätigkeit nicht, und das ist der Punkt, auf den, volkswirtschaftlich betrachtet, in dieser Frage geradezu alles ankommt. Die Zölle vermehren die Ackerfläche nicht. Es wäre ja möglich, daß, wenn wir nur Getreidezölle hätten und nicht zugleich Holzzölle und Fleischzölle und Zuckerausfuhrprämien u. s. w., dann unsere Getreideackerfläche durch bloße Getreidezölle wachsen würde. Aber daran denkt ja niemand, das wollen unsere Agrarier in keiner Weise, sondern sie setzen eben den lückenlosen Tarif ihrerseits an die Wand hin, d. h. den Tarif, wo man jedes Agrarerzeugnis vom Garten bis zum Walde und alles, was dazwischen liegt, mit Zöllen schützt, damit alles seinen Bestand hat. Gerade durch die Lückenlosigkeit des Tarifs wird verhindert, daß unsere Getreidefläche unter dem Schutz der Zölle wachsen kann. Sie wächst auch thatsächlich nicht, sie nimmt auch nicht ab, die Schwankungen unserer mit Roggen, Weizen und Gerste besetzten Fläche sind so gering, daß sie volkswirtschaftlich nicht in Betracht kommen, und hängen offenbar nicht von den Zollveränderungen der dazwischen liegenden Jahre ab.

Aber es könnte sein, die Zölle erhöhten die Intensität des Betriebes und führten dahin, daß man auf einem Acker, auf dem man jetzt 15 hl baut, dann 20 oder 25 hl baute. Das wäre ein so großer Vorteil für die Volkswirtschaft, daß man sich überlegen könnte, ob nicht große Opfer der Allgemeinheit gebracht werden sollten, um diese weit bessere Ausnutzung unseres Bodens zu erreichen. Aber diesem Gedanken, der ja in der agrarischen Litteratur immer wieder einmal auftaucht, widerspricht

unsere ganze bisherige Erfahrung und eine Überlegung des heutigen Betriebs- und Sachverhältnisses in der Landwirtschaft. Die Intensität unseres Ackerbaues steigt, sie steigt im ganzen recht erfreulich. Ich hatte an dem ersten Vortragsabend Veranlassung zu sagen, daß der Ertrag unserer Äcker und unserer Viehzucht im allgemeinen nicht schlechter steigt als die Bevölkerungsziffer, nur daß die Bevölkerung sich an noch bessere Nahrung gewöhnt, als sie früher gehabt hat, und deshalb Import braucht. Der Ertrag an Weizen ist im Binnenland in den zwanzig Jahren von 1878—98 von 2,9 Millionen Tonnen auf 3,8 Millionen Tonnen und derjenige von Roggen von 5,8 Millionen Tonnen auf 7,2 Millionen Tonnen gestiegen, und diese Steigerung hat nachweislich, Jahr für Jahr angesehen, sich garnicht darum gekümmert, ob wir hohe Zölle hatten oder nicht. Die Intensitätssteigerung hat sich nicht einmal darum gekümmert, ob wir hohe oder niedrige Getreidepreise gehabt haben, sondern sie hängt lediglich von der Vertiefung der landwirtschaftlichen Bildung ab, von dem, was die jüngere Generation an dem gewohnten Betrieb der Väter ändert, von dem Eindringen der Chemikalien in die Landwirtschaft, von dem Durchdringen des ganzen Gedankenkreises, der mit Thaer und Liebig angefangen hat. Kurz die moderne Landwirtschaft in ihrer jetzigen Arbeitsweise führt sich allmählich auf dem deutschen Acker ein und erhöht dessen Fruchtbarkeit, und die Preiswelle, von der wir geredet haben, geht darüber hin, und man wird nicht konstatieren können, daß die Preiswelle an dem Aufsteigen der Intensität einen merkbaren fördernden oder hindernden Anteil hat. Man könnte sogar sagen, daß das Beispiel einiger zollfreier Nachbarländer uns zeigt, daß dort, wo der Zoll gefallen ist, die Intensität der Bearbeitung noch stärker steigt als dort, wo der Zoll vorhanden ist. Es hat vor einiger Zeit in der „Hilfe" ein guter Aufsatz von Pudor über die Landwirtschaft in Dänemark gestanden, der nächstens durch ein Buch von demselben Verfasser weiter ausgeführt werden wird. Dieser Aufsatz zeigt, wie in jenem zollfreien Lande die Landwirtschaft ihren Acker wirklich nutzbar gemacht hat, und der Vergleich mit England, dem Land, auf das immer unsere Agrarier hinweisen: „Da seht, wollt ihr werden wie England!", zeigt, daß während wir auf bäuerlichem Besitz im allgemeinen auf den Hektar 18 dz ernten, England auf dem bäuerlichen Hektar 31 dz erntet. Gewiß, die Leute sind fünfzig Jahre ohne Zölle und haben in diesen fünfzig Jahren sich sagen müssen: entweder du bearbeitest deinen Acker mit der ganzen Akribie und Intensität, die der gewerbliche Mann an sein Geschäft wenden muß, das zurückgeht, wenn er nicht mit der Zeit vorwärts schreitet, oder du kommst nicht vorwärts. Aber ich will

nicht behaupten, daß dieses Vorschreiten Englands und Dänemarks nur auf Zollfreiheit sich gründe. Klima und Bodenart kommen mit in Betracht. Das nur bestreite ich, daß der Zoll irgendwie gedient hat, die Intensität der landwirtschaftlichen Thätigkeit zu steigern.

Wie kommt das? Dabei bleibt immer noch ein dunkler Punkt, denn sicher ist doch, daß, wenn man mehr Kapital in den Boden stecken könnte, man noch mehr aus dem Boden herausnehmen könnte. Es ist so einleuchtend und wird durch Beispiele verschiedener gut arbeitender Fideikommisse und durch Beispiele wie das Gut des jetzt verstorbenen Herrn v. Siemens so nahe gelegt, daß, wenn mit wirklichem Kapital und, sagen wir dazu, mit wirklicher technischer, kaufmännischer Schulung der Boden bearbeitet wird, der Boden noch viel mehr in sich hat, als heute sich einer träumen läßt. Denn wer von den landwirtschaftlichen Vätern unseres heutigen Geschlechts hätte vor fünfzig Jahren glauben wollen, daß man soviel an Heu, an Weizen, an Roggen, vor allem an Vieh aus einem Gute herausarbeiten könnte, wie heute herausgearbeitet wird? Und so wenig man das damals geglaubt hat, so wenig wird man heute glauben, was noch möglich ist mit Technik und Kapital aus diesem Boden herauszuschaffen. Könnte das nicht eine einleuchtende Erklärungsweise der Zölle sein? Wenn also die Zölle der Landwirtschaft Geld zuführen, so werden sie doch vielleicht, wenn sie es auch bisher nicht gethan haben, in Zukunft dazu dienen, daß man mit größerer Intensität den Boden recht bearbeitet. Das könnte sein, wenn die ganze kapitalistische Struktur unserer Landwirtschaft eine andere wäre, als sie in Wirklichkeit ist; und hier erklärt uns nur ein gewisser geschichtlicher Rückblick die merkwürdigen Unterschiede zwischen industrieller und landwirtschaftlicher Auffassungsweise. Die Landwirtschaft hat im vergangenen Jahrhundert etliche Jahrzehnte gehabt, die geradezu glänzend gewesen sind, vergleichbar der Hochzeit, die bis vor einem Jahre die deutsche Industrie gehabt hat. Lassen Sie sich kurz berichten, wie die Preisbewegung im vergangenen Jahrhundert gewesen ist. Von 1821—30 kostete die Tonne Weizen — Roggen läuft ziemlich parallel — in den alten preußischen Provinzen 121 Mk., 1831—40 138 Mk., im nächsten Jahrzehnt bis 1850 kostet sie 167 Mk., im nächstfolgenden bis zum Jahre 1860 kostet sie 211 Mk.; jetzt kommt eine kleine Senkung, 1861—70 kostet sie 205 Mk., 1871—75 kostet sie 235 Mk. und dann fängt die Senkung an, 1876—80 211 Mk. u. s. w. Also bis zum Jahre 1875 ist ein Aufsteigen der Getreidepreise, welches geradezu Erstaunen weckt, wenn man es so im Laufe des ganzen Jahrhunderts sich überdenkt und hinzudenkt, wie die Tonnen auf den großen Gütern

sich mehren. Während nämlich der Getreidepreis in dieser Weise gestiegen ist und sich nahezu verdoppelt hat in der aufsteigenden Periode, war es dieselbe Periode, wo die Äcker überhaupt erst anfingen, intensiv bearbeitet zu werden, dieselbe Periode, in der überhaupt erst Liebig in die Landwirtschaft hineingekommen ist, die Periode, wo man so und so viele gute Äcker, die vorher wüste, brach oder halbbrach lagen, in den landwirtschaftlichen Betrieb hineinnahm. Es handelt sich also in der landwirtschaftlichen Glanzperiode garnicht bloß um eine Erhöhung des Preises des feststehenden Quantums von Getreide, sondern in derselben Zeit dehnt die Landwirtschaft sich auch in der Quantität aus. Und am Ende dieser für die Landwirtschaft horrend glänzenden Periode inmitten des vorigen Jahrhunderts sitzt sie da, streckt die Hände hin und sagt: ich habe gar kein Betriebskapital! Sehen Sie, wenn wir eine industrielle Glanzperiode nur von 10 Jahren gehabt hätten und hinter dieser Periode wollte sich unsere Industrie hinstellen und zum Staat sagen: 10 gute Jahre liegen hinter uns und jetzt sind wir arm wie die Kirchenmäuse und gehen unter ohne Staatssubventionierung! Es ist doch ein horrender Gedanke, daß ein so großer Berufszweig aus einer solchen Periode ohne Betriebskapitalien in größerem Maße herauskommt!

Hier liegt die Frage begraben, warum auch die Zölle nichts nützen können. Denn was ist aus den hochgesteigerten Einnahmen dieser glänzenden Periode geworden? Die sind alle in den Boden getragen, möchte man sagen, d. h. sie haben sich in Güterpreise, in Kaufpreise des Gutes — rechnen wir Haus und Inventar getrost dazu — aber wesentlich des liegenden Gutes verwandelt. Die Geschichte dieser glänzenden Epoche ist zugleich die Geschichte der steigenden Güterpreise, aber nicht die Geschichte der steigenden Betriebskapitalien. Wenn nämlich in dieser ganzen Periode der Acker in Erbpacht gewesen wäre, dem Staat oder einigen wenigen Magnaten gehörend, und alle die großen und kleinen Landwirte einen festen, sich gleichbleibenden Bodenzins abzugeben gehabt hätten, dann würden wir heute eine kapitalkräftige Landwirtschaft auf unserem ganzen Gebiet besitzen. Aber mit dem Kaufen und Verkaufen, sei es in Form der Erbschaft, sei es in Form des einfachen Besitzwechsels, wurde immer der Gewinn wieder von den Güter weggeschoben und weggehoben. Eine Unmasse unseres städtischen und industriellen Kapitals, eine Unmasse des Kapitals, welches in unseren Staatsanleihen ist, ist auf diese Art entstanden, vielleicht mehr, als notwendig war. Aber ganz sicher ist, daß die Landwirtschaft als Gesamterscheinung bis jetzt nicht gezeigt hat, daß sie ihr zukommende Kapitalien in den Betrieb hineinsteckt, sondern sie steckt sie immer und immer wieder in die Preise

hinein. Und in dieser Hinsicht sind Rittergutsbesitzer und Bauer und kleiner Bauer im Grunde dieselbe Natur; immer haben sie nur den Gedanken: wenn ich nur erst viel Land kaufe! Wenn der Fabrikant sich überlegen wollte: wenn ich nur gerade den Boden und die Häuser gekauft habe, dann kann ich ein Geschäft haben, so würde man mit den Achseln zucken und sagen: mäßige Fähigkeit zu kalkulieren! Dies ist aber psychologisch für die ganze Schicht typisch. In dieser Preisfrage, oder sagen wir, in dieser inneren Stellung zur geschäftlichen, kapitalistischen Auffassung, kann die Landwirtschaft sich nicht in den heutigen anders gearteten Betrieb hineinfinden. Man könnte, um ein Wort aus anderem Gebiet zu übertragen, sagen, daß die Umwandlung in das geldwirtschaftliche System bei der Landwirtschaft heute noch nicht vollzogen ist. Und darum wirkt die Staatsgarantie der Zölle nicht als Erziehungszoll, darum wirkt sie nicht betriebsfördernd, sondern rentensichernd und rentenerhöhend. Das kann man in der rührendsten und naivsten Weise erleben, wenn man irgendwo in der Agitation in einer Versammlung redet und dann ein älterer Gutsbesitzer einem sagt: „Ich bin Sie aber doch sehr für Zölle, denn ich will gern verkaufen." (Heiterkeit.) In diesem Wort spricht sich ein Gedankengang aus, der in Wirklichkeit ungeheuer zur agrarischen Zollauffassung beiträgt. Man wünscht eine Verkaufsmöglichkeit mit erhöhten Preisen, und daß man sie wünscht, ist ebenso berechtigt, wie Jemand anders wünscht, er bekomme Geld von da oder dort her, die Frage ist nur, ob der Staat unter diesen Umständen die Garantie erhöhen darf, die er bis heute gegeben hat.

Daß der Staat Subventionen für irgendwelche Produktionszweige giebt, ist garnicht außergewöhnlich und garnichts, was grundsätzlich angefochten werden kann. Als der Staat z. B. anfing, für die Dampferlinien Subventionen zu geben, und als er das in neuerer Zeit mit immer größeren Summen fortsetzte, hat er einem bestimmten Erwerbszweig, hier der großen Rhederei, bestimmte Gelder zur Verfügung gestellt, damit sie sich damit in die Höhe arbeiten solle. Oder wenn unsere Staatseisenbahn für gewisse Artikel, ob Eisen oder Kohle oder was sonst, Frachtvergünstigungen gewährt, wenn sie Staffeltarife auf weite Entfernungen giebt, so ist das eine Staatssubventionierung bestimmter Branchen, die einer Schutzzollsubvention ganz analog ist. Ja, selbst wenn Staatsgelder verwendet werden, um eine große Verkehrsanlage zu machen, wie der Mittellandkanal, für den der Kaiser selbst sich eingesetzt hat, so ist das eine Subventionierung derjenigen Industriezweige, die an diesem Kanal in allererster Linie interessiert sind, denn

die Kanalbewilligung bedeutet eine Kapitalvermehrung der Geschäfte, die an diesem Kanal liegen. Man wird also nicht sagen können, daß Subventionen an sich unmöglich sind. Man muß nur fragen, ob Notstandssubventionen richtig sind. Die jetzt genannten Subventionen haben alle den Zweck, die Produktion zu erhöhen. Wir haben gesagt, das tritt bei der Landwirtschaft durch die Zölle nicht ein; es tritt ganz einfach deshalb nicht ein, weil Zölle die Grundrente steigern. Aber man will ja auch diese Subvention, weil finanzielle Not ist. Gegen Notstandssubventionen kann man nicht grundsätzlich sein. Wir haben immer den Staat aufgefordert, noch mehr zu thun, wenn beispielsweise Flußüberschwemmungen vorhanden gewesen sind und eine Gegend dadurch lahm gelegt wurde. Als wir anfangs der neunziger Jahre große Dürre und riesiges Viehsterben hatten, wer ist da nicht dafür gewesen, daß Staatsgelder als Subvention gegeben wurden? Wenn heute in der Zeit der Arbeitslosigkeit, wo wieder Arbeitslosen-Versammlungen gehalten werden, Subventionen an diese Schicht von Kommunen oder vom Staat beschlossen werden, wer von uns würde nicht für diese Notstandssubventionen sein? Will also der Staat eine Notstandssubvention an die mehr oder weniger notleidenden Landwirte eröffnen, so läßt sich rein theoretisch gegen diesen Gedanken nichts sagen, aber es müßte die Prüfung vorbehalten bleiben, wie sich der Notstand der Empfangenden zum Notstand der Gebenden verhält. Und sobald man in diese Prüfung eintritt, wird die Sache um vieles fraglicher; denn freilich, daß der Landwirt wie jeder andere in einem Beruf stehende Mensch um seine Existenz kämpfen muß und daß er bei diesem Kampf das Gefühl hat, es reiche eigentlich immer nicht, ist eine sichere Thatsache, aber nur eine Thatsache, die den Landwirt nicht in anderer Weise trifft, als sie den Handwerker oder den Kaufmann und über 95 pCt. der ganzen Bevölkerung trifft. Mit diesem allgemeinen Gedanken, daß das Leben schwer und der Kampf ums Dasein hart ist, kann man noch keine Subvention für einen besonderen Stand begründen.

Zeigt sich denn nun aber, daß bei den Landwirten im Laufe, sagen wir, der letzten dreißig Jahre die äußeren Lebensumstände sehr gesunken sind? In der Hinsicht ist mir immer charakteristisch gewesen, daß, wenn man, nicht gerade in politischen Versammlungen, sondern sonst den einzelnen Landwirt fragt: „Wie war es denn eigentlich bei Ihren Eltern und wie haben die gelebt?“ man sicher in neun von zehn Fällen die Antwort bekommt: „Ja, wie bescheiden die gelebt haben, das kann ich Ihnen garnicht beschreiben.“

Der einzelne Landwirt, privatwirtschaftlich als einzelner gefaßt,

wird in den allermeisten Fällen zugeben: von der Zeit meiner Väter bis heute ist ein Aufsteigen in der Lebenshaltung. Und wenn man die Dörfer vor fünfzig Jahren photographiert hätte und die heutigen Photographien der Dörfer daneben legen und dann behaupten würde: fortschreitender Notstand, dann würden die zwei Bilder schreien gegen diese Behauptung. Zugegeben, daß viel Kampf ums Dasein und einzelne Not und einzelne Verzweiflung vorhanden ist wie in jedem andern Stand und Beruf — daß im großen und ganzen unsere deutschen Dörfer in ihrem ganzen Lebensbestand in diesen letzten Jahrzehnten zurückgesunken seien, kann man, wenn man die Dinge kennt und sieht, im Grunde nicht behaupten. Innerhalb der Landwirtschaft giebt es natürlich wie in jedem andern Beruf und Stand sehr große Unterschiede zwischen Groß und Klein, zwischen Arm und Reich und es giebt ganze Schichten der Landwirtschaft, die von Alters her dürftiger und schlechter leben als im Durchschnitt der städtische Arbeiter. Wer sich die Bauern im Spessart, auf der Rauhen Alp oder am Südabhang des Thüringer Waldes oder in Oberschlesien vergegenwärtigt, weiß, daß da Menschen sind, die von der modernen Welt eigentlich noch nicht mit gehoben sind und ungeheuer wenig von den Fortschritten gehabt haben. Da ist Armut und Mangel vorhanden, gewiß, aber wieviel bekommen denn die von jener Notstandssubvention, von der wir sprechen, wieviel Zollregen wird denn gerade auf diese Gebiete herabregnen? Denn wenn man einmal von Subventionen redet, dann muß eine Subvention so bemessen werden, daß dort, wo die Not am größten, auch die Hülfe entsprechend ist. Aber der Zoll als Subvention hat merkwürdiger Weise die umgekehrte Eigenschaft, daß er sich dort am meisten sammelt, wo an sich die besten Verhältnisse sind, denn auf dem fetten Boden, der mehr Hektoliter Getreide hervorbringt als der magere Boden, sammelt sich mehr Zoll auf den Hektar als auf jedem dürren Gefilde; auf dem großen Gut sammelt sich mehr als auf dem kleinen, sogar prozentual mehr, weil das zu verkaufende Getreidequantum verhältnismäßig größer ist. Der Zoll seinem ganzen Wesen, seiner Natur nach handelt nach der ersten Hälfte des Bibelworts: „Wer da hat, dem wird gegeben.“ Und der Zoll in seiner Erhebung, in seinem Rücken, so zu sagen, handelt nach der andern Hälfte desselben Bibelworts: „Dem aber, der nichts hat, wird man auch das nehmen, das er hat“. Denn das ist die Kehrseite der ungleichen Wirkung der Zollsubvention nach vorn, daß der Zoll als eine Art Massensteuer auf die Masse und Tiefe des Volkes kommt, ohne zu fragen, wie es denen geht, die ihn geben.

Das ist garnicht bei jedem Zoll der Fall. Schon ein Zoll auf

Tabak ist etwas ganz anderes, denn schließlich ist niemand verpflichtet, Tabak zu rauchen, und kann ohne ihn leben. Ein Zoll auf Thee, ein Zoll auf Zucker, sie alle wirken nicht in dieser absoluten Weise als Massenzölle, wie der Brotzoll es thut, denn schließlich weniger als Brot essen kann der Mensch eigentlich nicht, wenn er leben will. Das ist der Zoll, bei dem man ausgesucht hat, wie man wirklich bis zum Ärmsten hin bohrt; denn wenn dieser sich auch erst von der städtischen Armenverwaltung das Geld erbitten und erbetteln muß, Zoll muß er dann doch zahlen. Es hat neulich in einer Debatte in der „Zeit" Professor Fuchs in Freiburg mir gegenüber bestritten, daß der Zoll als Kopfsteuer anzusehen sei, wohl deshalb, weil nicht genau ein Kopf soviel Brot verzehrt wie der andere. Mag sein! Aber sicher ist, daß die armen Köpfe im Durchschnitt mehr auf das Brot angewiesen sind als die reicheren Köpfe, die noch eine große Auswahl anderer Dinge nebenher haben. Mag also rein wissenschaftlich der Brotzoll keine Kopfsteuer sein, so ist er eine Steuer, die das Merkmal hat, wie die Steuern nicht sein sollen, die nämlich die Tragfähigkeit der Steuernden garnicht berücksichtigt, eine Steuer, die nur sagt: hast du Hunger nach Brot, und wenn du Hunger hast, dann komme erst hierher und zahle! Eine Subvention, so aufgebaut einesteils in ihrer Verteilung, anderenteils in ihrer Entstehung, kann eigentlich von einem Staate nicht auf die Dauer erhalten werden, wenn dieser Staat Gewicht darauf legt, daß man ihn nicht als einen Klassenstaat bezeichnet.

Wie drückt der Zoll? Der Berechnungen sind viele. Ich glaube mit einigen Worten diese Seite folgendermaßen klarzumachen. Der Kopf verbraucht, wie ich schon einmal sagte, 2 dz; diese 2 dz zahlen bei dem heutigen Verhältnis 7 Mk. Zoll. Ein Teilchen dieser 7 Mk. trägt vermutlich das Ausland. Wie hoch das ist, was das Ausland trägt, ist in der Debatte nicht so ganz klar zu machen, aber wenn man weiß, daß Deutschland ungefähr den zehnten Teil der auf dem Weltmarkt verfügbaren Getreidevorräte bezieht, mag man annehmen, daß ein Zehntel Rückwirkung auf den Weltmarkt ist, dann sind 3,15 Mk. das, was auf den Doppelzentner an Zoll wirklich von uns bezahlt wird. Aber geben wir unseren Gegnern noch etwas zu und rechnen einfach 3 Mk., also auf den Kopf 6 Mk.; dann zahlt die Menge von 24,2 Millionen Lohnarbeitern 145,2 Millionen Mk. an Getreidezoll bei dem heutigen Verhältnis, nur an nackten Getreidezoll.

Daß sie sich dagegen wendet, ist notwendig, umsomehr notwendig, als mit der Brotzollfrage, was ich jetzt nur sehr andeutend berühren kann, eine ganze Reihe anderer Fragen auf das intimste verknüpft ist.

Denn es handelt sich nicht bloß darum, daß wir das teure Brot haben, sondern daß unsere Konkurrenten und Nachbarn ein soviel billigeres Brot essen. Das wäre noch nicht schlimm, wenn auf der ganzen Welt die Brotpreise um 3 bezw. 30 Mk. steigen würden, denn wenn die Amerikaner und Russen gerade soviel zahlen müßten wie wir, dann könnten wir ja gern zahlen und könnten sagen, sie haben nicht den Vorteil vor uns, ihre Maschinen in ihrem Lande mit billigem Brot herzustellen; jetzt aber verteuern wir uns unser Brotkorn, und dabei wollen wir mit Ländern konkurrieren, die das nicht thun! Das ist die Gefahr für unsere ganze Industrie, die es so schwer erklärlich macht, wie unsere führende Großindustrie dazu kommt, immer noch, wenn auch mit halbem Herzen, wenn auch einen Schritt vorwärts und einen Schritt rückwärts, für Getreidezölle mit einzutreten. Warum thut sie das? Weil ihr Syndikatssystem auf der Erhaltung des industriellen Schutzzollsystems über die Zeit der Notwendigkeit hinaus aufgebaut ist und weil sie dieses Syndikatssystem nicht aufrechterhalten kann außer durch den Schutz der Agrarier. Und so entsteht dieser Bund von Syndikat und Getreidezöllnerei, und beide mit einander sind die doppelte Gefahr für die wachsenden Massen unseres Volkes. Gegen beide zusammen müssen sie sich zusammenthun und müssen machen, was sie können.

Was ist das? Es ist wahrhaftig nicht viel; denn wie die Dinge heute liegen, haben wir den Tarifentwurf vom Bundesrat und haben wir eine Majorität, die zwar in einigen ihrer Elemente schwankend sein kann, aber wenn nicht zu viele Hähne nach rechts abfliegen, ist eine genügende Majorität für den Bundesratstarif vorhanden. Die Aussichten auf diesem Gebiet sind an sich durchaus ungünstig, wie wir uns nicht verhehlen können, aber das darf uns nicht hindern, bis zur letzten Stunde des Kampfes um die Zölle den guten Glauben nicht aufzugeben, daß man für Deutschlands Zukunft, für Deutschlands industrielle Entwickelung dennoch noch glücklicher abschneiden kann, als es im Augenblick den Anschein hat. Diejenigen, welche das Brot verteuern wollen, werden damit die wachsende Bevölkerung hemmen. Sie sprechen nicht gern davon. Professor Adolph Wagner in seiner alten und wackeren Offenherzigkeit ist ein einzelner gewesen, der über diesen Punkt von gegnerischer Seite wirklich eine Lippe gewagt hat; er hat einfach gesagt: Teures Brot heißt weniger Ehen und mehr sterbende Menschen. Wer das will, wer glaubt, daß es besser ist, daß wir weniger Kinder haben, wer jenen ganzen Gedankengang nicht mitmacht, von dem unsere Vorträge ausgehen, daß wir ein wachsendes Volk sind und bleiben wollen, wer, was darin steckt an Sorge für die kommende Menschenmenge mit

ihren Maschinen, nicht sehen mag, der mag das Brot verteuern, für den ist dies richtig. Wer aber daran glaubt, daß wir mit unserer Lebenskraft und wachsenden Masse ein großes, weltgewaltiges industrielles deutsches Volk werden wollen und werden müssen, dessen Stellung ist in dieser Frage gegeben. Caprivi war ein lebenverlängernder Mensch in Deutschland, und das Herabgehen der Sterbeziffer seit Caprivi bedeutet Blumen auf seinem Grabe. Aber Caprivi ist inzwischen vergessen, verschoben worden, denn hinter ihm steht der Mann, der eigentlich das größte Argument der agrarischen Schutzzöllner ist, Bismarck. Wir würden die ganze agrarische Schutzzöllnerei nicht bekommen haben, wenn Bismarck sie nicht persönlich gewollt hätte, denn kein anderer Mensch wäre imstande gewesen, die damalige freihändlerische öffentliche Meinung Deutschlands so umzudrehen, niemand anders wäre imstande gewesen, den Bund zwischen Eisen- und Garnzöllen auf der einen und Getreidezöllen auf der anderen Seite zu flechten, niemand anders hätte diesen Bund zugleich zur Finanzierung des Deutschen Reichs grundlegend benutzt und darum alle Finanzminister der Einzelstaaten an Kornzölle gebunden, als gerade Bismarck, der Riesenlandwirt, der uns das Deutsche Reich gezimmert hat. Dieses Argument, daß Bismarck für die Zölle gewesen ist, ist in seiner populären Gesamtwirkung stärker als alle Theorien, die über Zölle ausgesprochen werden.

Und wenn man heute — ich habe es in den letzten Tagen wieder gethan — die ganzen Bismarckschen Zollreden hinter einander durchliest, fühlt man sich, wie sonst bei seinen Reden, sehr tief berührt von der Fülle von Anschauungen, von der konkreten Weise, wie er redet. Doch wenn man weiter nachdenkt, so fragt man sich: was sind die Argumente Bismarcks für die Sache? Außer der Rücksicht auf die Reichsfinanzen konzentrieren sich die Bismarckschen Reden über den Zoll auf zwei Sätze, auf den immer wiederkehrenden Satz, daß die Landwirtschaft die Mehrheit im Volke sei, und auf den zweiten Satz, daß den Zoll das Ausland trage. Und diese beiden Sätze können heute von Niemand mehr aufrecht erhalten werden. Denn selbst wenn es in den Jahren 1878 und 1880 wahr war, daß die Landwirtschaft und alles was mit ihr zusammenhängt, die Majorität des Volkes gewesen ist, so ist es heute ganz sicher unwahr und wird in der weiteren deutschen Zukunft noch unwahrer. Und wenn Bismarck sagte, er gehe mit der Majorität und deshalb wünsche er die Zölle, so müßte heute jemand mit derselben Logik sagen, er gehe mit der Majorität und deshalb sei er gegen die Zölle. Wenn ferner Bismarck damals ausführte, das Ausland trage den Zoll, so war das möglich, ehe man das Experiment gemacht hatte. Wir haben das

Experiment gemacht, wir wissen, was das Getreide jenseits der Grenze und diesseits der Grenze kostet, wir wissen, wie die Fabriken zum Teil über die Grenze ausgewandert sind, wenn unser deutscher Zoll die Differenz zwischen uns und dem Ausland zu groß machte. Darum, man wird das große Lebenswerk Bismarcks, das Deutsche Reich, am besten stützen, wenn man dem Meister des Deutschen Reiches in der Zollpolitik seiner älteren Jahre nicht folgt. (Lebhafter Beifall.)

Ansiedelung und Bodenreform.

Geehrte Versammlung!

Sie wissen, daß wir im Jahre 1925 voraussichtlich 80 Millionen Einwohner haben werden. Wo werden diese 80 Millionen wohnen, oder noch genauer, wo werden voraussichtlich die 24 Millionen wohnen, die in dieser Zeit zu unsern jetzigen Einwohnern noch hinzukommen? Wenn keine regelnde, ordnende Hand eingreift, wenn inzwischen keine großen Staatsmaßnahmen eintreten, welche die Ansiedelung dieser neuen Millionen regeln, so liegt alle Wahrscheinlichkeit dafür vor, daß diese neuen 24 Millionen sich im Grunde ebenso regellos, ebenso ungeordnet innerhalb des deutschen Territoriums plazieren, jeder einzelne nach seinem individuellen Bedürfnis, in der Gesamtheit sich anhäufend, an gewissen Stellen gedrängt wohnend, wie es bisher der Fall gewesen ist. Es ist vorauszusehen, daß in der nächsten Periode die großen Städte noch größer, die schon jetzt mit Menschen besetzten Industrieplätze noch weit besetzter werden. An allen diesen Stellen wird sich eine Art menschlicher Urwald gestalten, wo Mensch an Mensch, in einander verflochten, über einander gebaut, an einander gepreßt, sich häuft. Kolossale Gewächseinheiten von Menschentum werden auf irgend welcher Bodenfläche in die Höhe steigen, während nicht weit entfernt davon, eine Stunde Eisenbahn weiter die Menschen leben wie die Wachholderbüsche auf der Haide, hier einer und da einer. Denn so ist es ja bisher gegangen.

Wir haben schon immer Landesteile gehabt, die magnetisch waren und Menschen anzogen, und Landesteile, welche die Menschen von sich abschoben. Und beständig hatten wir in unserm Vaterland eine innere Wandlung, ein Hin- und Hergeschiebe von den Orten, die sich entleeren, zu den Orten, die sich füllen. Die Orte, die sich entleeren, liegen am allermeisten dort, wo die Rittergüter den Typus der Gegend ausmachen.

Unsere östlichen Provinzen sind kinderschaffend, aber nur in geringem Grade kindererhaltend — kinderschaffend teils deshalb, weil sie kräftiges deutsches Menschenmaterial haben, teils deshalb, weil sie beständig mehr Polen hereinziehen und die Polen in dieser Hinsicht den Deutschen noch über sind. Also diese unsere östlichen Provinzen werfen beständig Jahr aus Jahr ein eine Menschenwelle dem Westen entgegen. Ostpreußen, wiewohl es selbst Städte hat, die sich nicht unwesentlich vermehren, gab in den Jahren 1890—95 von seinem Geburtenüberschuß, der 136 000 betrug, 88 000 als Abwanderung ab; Westpreußen hatte einen Geburtenüberschuß von 128 000 und gab 68 000 davon ab; Pommern wuchs aus Geburten mitsamt seinem Stettin um 108 000 und warf in jenen fünf Jahren 54 000 Menschen über seine Grenzen; Posen wuchs um 168 000 und schob 90 000 davon ab; Schlesien wuchs um 268 000 und schob davon 77 000 ab, eine Ziffer, die noch weit größer sein würde, wenn nicht Breslau selbst in der Mitte von Schlesien ein magnetischer Punkt für dieses geworden wäre; die Provinz Sachsen mit einem Geburtenüberschuß von 187 000 warf 69 000 aus sich heraus. Addiert man die Zahlen dieser sechs Provinzen, so hatten sie in den genannten fünf Jahren einen Geburtenüberschuß von 995 000 und gaben davon 446 000 von sich. Man kann also schon nach dem bisherigen Verhältnis beinahe sagen, daß von jeder neuen Million, die in Ostelbien geboren wird, die halbe Million nach dem Westen weitergeschoben wird.

Daher kommt es ja auch, daß in Deutschland die großen Städte nicht an der äußersten Westgrenze des Vaterlandes liegen. Wenn es sich ganz allgemein um die berühmte Geschichte von dem Zug der Menschen nach der sinkenden Sonne handeln würde, dann müßte die Linie der germanischen Großstädte von Wesel und Köln nach Straßburg und Basel gehen, aber die Linie der deutschen Großstädte geht von Hamburg über Berlin, Magdeburg, Halle, Leipzig, Dresden, sie geht an der Elbe herunter, dort wo die Wanderung von den großen Gütern ihr erstes Menschenquantum abwirft. Und damit, was Ostelbien überflüssig hat, muß in Zukunft diese Mittellinie und Westelbien rechnen außer dem, was es von sich aus an Geburtenüberschuß schaffen wird.

Bauernland ist ganz anders als Rittergutsland. Wo Bauernland ist, kann der Menschenzuwachs viel leichter an Ort und Stelle verbraucht werden, denn dort schiebt sich der Menschenzuwachs in die gewerbliche Thätigkeit hinein; wo einmal Bauernland ist, ist in den allermeisten Fällen zugleich eine alte handwerkliche, gewerbliche städtische Bevölkerung, die sich neben dem Bauern und mit ihm und aus ihm heraus, aus seiner Stube heraus vermehrt. Das ist der Charakter, den

wir in Mitteldeutschland, Württemberg, Baden und vor allem dort haben, wo wir französisches Erbrecht besitzen. Dort, wo das Land am meisten beweglich ist, können die Menschen am meisten auf dem Lande wohnen bleiben. Wir müssen also rechnen, daß die Ostprovinzen eine Bevölkerungsbelastung des übrigen Deutschlands bleiben. So werden sich die genannten sechs Provinzen und Mecklenburg bis zum Jahre 1925 voraussichtlich um 6 ½ Millionen Menschen vermehren; von diesen 6 ½ Millionen werden diese Provinzen mindestens 3 Millionen Menschen nach dem Westen abschieben; d. h. unser ganzer Osten — abgesehen von Berlin — beteiligt sich an der Ansiedelung unseres voraussichtlichen Zukunftswachstums nur mit ½ der Gesamtziffer, und ½ unserer voraussichtlichen Wachstumsziffer muß im westelbischen Deutschland untergebracht werden. Dadurch werden die Wachstumsverhältnisse, die jetzt schon merkwürdig verschieden sind, beinahe bis in das Phantastische zweiseitig auseinandergetrieben.

In den letzten 30 Jahren von 1871—1900 wuchs die Provinz Westpreußen mit ihren Städten und Ortschaften im ganzen um 248 000 Menschen, die Provinz Pommern um 203 000, die Provinz Ostpreußen um 171 000, Mecklenburg-Schwerin um 50 000 Menschen, aber Baden wuchs in derselben Zeit um 425 000, Westfalen um 1 413 000, das Königreich Sachsen um 1 644 000 und Rheinland, eine Provinz, um 2 180 000 Menschen. Und dabei steht es so, daß der Flächenraum der erstgenannten vier Landesteile wesentlich größer ist, als der Flächenraum der letztgenannten vier Landesteile. Auf einer Landfläche, die nur ¾ so groß ist wie die andere, war der Zuwachs an Bevölkerung — nur um den handelt es sich — 5 662 000, und auf jener Fläche, die also um ¼ größer ist, war der Zuwachs nur 672 000 Menschen. Denken wir uns das fortgesetzt ins nächste Menschenalter hinein, so ist wahrscheinlich — soweit man bei solchen Dingen von Wahrscheinlichkeit reden kann —, daß die Rheinprovinz in unserm berühmten Jahre 1925 etwa 9 Millionen Menschen haben wird, das Königreich Sachsen 6 ½ Millionen, Westfalen 5 Millionen, Berlin mit Umgegend möchte ich ebenfalls auf 5 Millionen ansetzen — ich komme dann nochmals auf Berlin — Hamburg auf 1 ½ Million. Jetzt haben wir 33 Städte mit mehr als 100 000 Einwohnern, dann werden wir sicher 50—60 derartige Städte in unserem Vaterlande haben; jetzt wohnen noch nicht ganz 10 Millionen Menschen in Großstädten, dann sicher über 20 Millionen, und dann wird man sagen: Mutter Germania, wie hast du dich verändert! Denn wenn man denkt, wie jede dieser Menschenanhäufungen ja eine vollständige Änderung des ganzen Ge-

sichtes der Erde in sich schließt, wie mit diesen Menschenanhäufungen die Hütten zu Mietskasernen werden, wie die Landwege zu Chausseen, zu Straßen und Eisenbahnen werden, wie aus den Äckern Märkte, aus den Gärten Fabriken werden — wenn man jetzt mit der Eisenbahn von Dortmund über Bochum und Essen und Mülheim a. d. Ruhr bis Brüssel hin fährt, dann hat man ein Stück von dem Zukunftsbild, mit dem wir auf viel größeren Flächen in Deutschland rechnen müssen.

Wir waren an dem ersten Abend, wo wir über diese Dinge sprachen, einig mit einander darüber, daß wir den Bevölkerungszuwachs wünschen müssen; ich hoffe, wir sind durch das nähere Ausdenken, wie der Bevölkerungszuwachs auf die Erde drückt, nicht anderen Sinnes geworden, wir glauben noch daran, daß dieser Zuwachs für unser Volkstum und unsere Geschichte eine Notwendigkeit ist, daß wir ihn wünschen müssen; aber fraglich bleibt, ob wir wünschen müssen, daß diese Art Menschenzusammenhäufung sich in bisheriger Weise ungeregelt weiter vollzieht, und ob nicht im Bevölkerungswachstum eine riesige Staatsaufgabe liegt, eine Staatsaufgabe, die der Staat bis jetzt nicht erfaßt hat, vielleicht deshalb, weil in den alten Beamtenkategorien sich nirgends der Platz findet, wo der Mann bereits jetzt bezahlt wird, der zum Nachdenken über Ansiedelungsprobleme verpflichtet ist. (Heiterkeit.) Um was kümmern sich die Behörden? Ich brauche nicht sehr breit auszuführen, was sie alles überwachen. Sicher überwachen sie Vorgänge, die mückenhaft minutiös erscheinen, sehr genau gegenüber diesem Vorgang, wie ein Volk sich millionenhaft über ein Land ergießt, und niemand sucht bestimmte Bahnen und Wege, wo die Wasser des kommenden Volkes laufen sollen. Ja, kann man denn etwas thun? Kann man die Menschen regeln, wohin sie gehen sollen? Es giebt ja Leute, die die Menschen regeln wollen, nicht wohin sie gehen sollen, sondern wo sie bleiben sollen, es giebt Leute, die am allerliebsten wünschen, man könnte einem jeden einzelnen so einen gewissen Kilometerfaden um sein linkes Bein binden und diesen Faden rechts am Stock anbinden, um ihn gut festzumachen. Das wird nicht mehr gehen. Wenn in ein Volk einmal die Idee gekommen ist, daß der einzelne freizügig ist, frei seinen Platz suchen kann, dann helfen nach der Lockerung der Gesinnung über diesen Punkt die Gesetze nicht mehr, dann machen Sie welches Gesetz Sie wollen gegen die Freizügigkeit, die Leute gehen trotzdem weg, und wenn man sie nachher mit dem Schutzmann wiederholt, so holt man sie eben für acht Tage wieder, und dann ist dieser August Plüschke, oder wie er sonst heißt, auf einmal wieder wo anders in der Welt. Es ist undenkbar, dadurch, daß man

die Menschen festkleben will, die innere Wanderung im Volke unmöglich zu machen. Aber sollte es nicht möglich sein, etliche Gebiete lockender zu gestalten, als andere? Sollte man nicht mitten im System der Freiheit gewissen Territorien die magnetische Möglichkeit geben können, von der ich vorhin gesprochen habe? Da würde der Aufgaben erste und größte die sein, wenn sie möglich wäre, dem Gebiet, welches die Kinder schafft und abschiebt, die innere Kraft zu verleihen, seine Kinder zu behalten.

Unter allen Ansiedlungsfragen ist für uns keine größer und brennender als die Frage, ob es nicht möglich ist, die Rittergutsprovinzen in Bauernland umzuwandeln. Natürlich träumen wir nicht, daß man eines Morgens erwachen könnte und dann Ostelbien Bauernland wäre, sondern wir glauben nur, daß es möglich ist, im Laufe einer Generation, um einmal so zu sagen, eine Menge der großen Güter, die sich nicht mehr halten können, zu parzellieren. Im einzelnen geschieht ja auch schon verschiedenes in der Richtung; wir haben die staatliche Ansiedlungskommission, wir haben Privatbanken und Privatleute, die sich mit Parzellierungen beschäftigen. Beide Arten beweisen, daß es an sich ein mögliches Verfahren ist, aber bis jetzt ist es Kleinarbeit, hier ein Fleck und da ein Flicken, und ehe einmal die Parole: „Bauerngut an Bauerngut bis an die russische Grenze" in wirkliche Praxis umgesetzt wird, dazu gehört, daß der Staat als solcher, nicht nur um die Polen zu bekämpfen, sondern um deutsches Volkstum im Lande zu erhalten und die Massen, die geboren werden, in ihrer Heimat wirklich festzusetzen, einen ganz anderen Plan deutscher Kolonisierung im Osten vornimmt. Solange die Agrarier herrschen, geschieht das nicht, solange sie herrschen, stößt der Osten die überzähligen Kinder ab. Wer also mithilft, die Herrschaft der Agrarier zu brechen, hilft mit, daß auf deutschem Boden draußen auf dem Lande so viele mehr wohnen können. Was für Menschen könnten wir in unsern Ostprovinzen noch landwirtschaftlich auf den Boden setzen mit deutschen Bauernfamilien in Gegenden, die sonst unserm Deutschtum verloren gehen! Und wie könnte der Gedanke, der in den Wort „Industrialisierung des Ostens" ausgesprochen ist, anders zu stande kommen, als indem man erst Bauerngrundlage in das Land hineinlegt! Es ist unmöglich, vom Rittergutsland direkt in das Fabriksystem überzuspringen. Das giebt es nicht, das ist kein natürlicher Wechsel, sondern aus dem Bauernland Gewerbestadt und aus der Gewerbestadt heraus beginnend die Industrie. Gewiß, der Osten wird später marschieren, langsamer kommen als der Westen; aber wann sehen wir den Tag, wo der Osten anfängt, in dieser Art sich ins moderne

gewerbliche Leben hineinzufinden? Wenn der erste große Schritt der Parzellierung des Ostens von der deutschen Regierung aus begonnen wird dann erst werden Ansiedelungen die Bevölkerungsprobleme erleichtern.

Und das zweite, was dazu gehört, ist die Dezentralisation der neu kommenden Industrie. Industrie kann ja nicht isoliert leben, Industrie lebt herdenweise, rudelhaft. Wir haben Bezirke mit Textilbranche, Bezirke mit Eisenindustrie, Bezirke mit Spielwarenindustrie u. s. w. Es liegt im Wesen der Industrien, daß eine der andern in die Hände arbeitet, sei es auch in Form von Konkurrenz, und zwar deshalb, weil eine Arbeiterbevölkerung gleichmäßig verteilt sein muß, wenn Industrieanlagen sich an einer bestimmten Stelle niedersetzen sollen. Will man also Industrie haben, so kann man nicht verlangen, die Industrie soll sich plötzlich irgendwo, zwei Meilen von Gardelegen in die Nähe irgend eines alten Dorfteiches hinsetzen. Das wird sie nie thun, sondern Industrie wird nur dahin gehen, wo sie die Vorbedingungen vorfindet, die sie braucht, Menschen zur Arbeit, Verkehrsmittel, Rohstoffe, und ähnliches. Will man also die neue Bevölkerung nicht immer wieder nur in Berlin, nicht immer wieder nur an denselben alten Plätzen haben, so muß man die Linien vergrößern, die Plätze erweitern, auf denen die Industrie die ihr zusagendsten Bedingungen vorfindet. Mit andern Worten, man muß dem Gedanken der Industriestraße wirklich nachgehen und fragen: ist es denn notwendig, daß die Leute sich immer konzentrisch um einander setzen, daß wir um Berlin herum Kreis um Kreis legen und uns immer nur um diesen einen Punkt herum bewegen, wo Linden und Friedrichstraße sich kreuzen? Ist es nicht richtiger, die Menschen strahlenförmig über das Land hin wohnen zu lassen? Das soll heißen: die Linie Berlin-Hamburg zu besetzen, ist besser, als Hamburg und Berlin zu vergrößern; oder Menschen auf die Linie Berlin-Dortmund zu setzen, liegt näher, als Dortmund, Hannover und Berlin zu unheimlichen Kolossen anschwellen zu lassen; oder zwischen Berlin und Stettin eine fortlaufende Reihe von Fabrikanlagen und zugehörigen Ortsgemeinden zu gründen, ist richtiger, als wenn Britz und Rudow und alle die Nester um Berlin herum eine Art verzehnfachten Rixdorfs bilden.

Wie macht man das? Indem man z. B. zuerst den Mittellandkanal bewilligt (Heiterkeit) und an den Mittellandkanal entlang sofort noch eine neue Schleppbahn neben das Wasser legt, auch wenn sie sich nicht gleich rentiert, und daneben noch einmal leichte, elektrische Verkehrsbahnen für das Bedürfnis des Publikums anlegt und das Gefilde aufschließt, es also so macht, wie wenn der Amerikaner ein Stück seines unbewohnten Hinterlandes aufschließt, indem er Wege hineinlegt, etwas, was

uns die Terraingesellschaften bei uns hier im kleinen vormachen, indem sie in Schlachtensee oder Mahlow oder sonst wo ein Stück Wald erschließen, dadurch, daß sie ein Netz von Straßen und Gaslaternen durch den Wald legen, auch wenn noch niemand dort wohnt. Das mache man grundsätzlich, um die Bevölkerungsansiedlung über das Land hin verständig zu regeln!

Ich sprach davon, daß der Mittellandkanal eine gute Industriestraße sein würde. Nicht undenkbar wäre es, daß zwischen Berlin und Hamburg neben dem Wasserwege auch noch neuartige Verkehrswege in dieser Hinsicht dienen. Vor allem aber, wenn wir an den Osten denken, die Linie bis nach der Warthe hin, die durch Kanäle gekennzeichnet ist, eignet sich, sobald man ihr die Fürsorge zuwenden will, ihr alle andern Verkehrsmittel in den Schoß zu legen, sehr dazu, dort ein Zentrum sich bildender Industrie in den Osten hineinzuschieben. Ob es nicht möglich ist, die Linie von Kosel nach Breslau in Schlesien, sagen wir, beinahe von Kattowitz bis Breslau in derselben Weise auszunutzen! Hier sind viele Möglichkeiten vorhanden, aber noch existiert ja keine einzige amtliche Stelle, die sich überhaupt fragt: wo sollen die Menschen hinziehen, die uns geboren werden?

Ja, das alles wird aber teuer werden. Wer bezahlt die neuen Anlagen? Da verweise ich auf eine Arbeit von unserm Freund Pohlmann, welche in den bodenreformerischen gelben Heften erschienen ist, worin er die vergessene Grundrente vom Mittellandkanal bespricht, nämlich den Gedanken: wenn jetzt der Kanal gebaut wird, dann werden an dem Kanal entlang die ganzen angrenzenden Grundstücke um soviel wertvoller: die macht der Kanal wertvoller; kann der Kanal nicht aus den Werten, die er an seinen beiden Rändern schafft, bezahlt werden? Dieser einfache Gedankengang, angewendet auf die Idee der Industriestraße, erklärt, wie es staatlicherseits möglich ist, Ansiedelung in großem Stil zu treiben. Man darf allerdings nicht nur die Straßen bauen, sondern man muß das Terrain rechts und links zu einem großen Teil in die Hand derselben Verwaltung bringen, die diese Straßen anlegt, und dann mit diesem Terrain in der Hand der Industrie dort neue Bahnen öffnen und der Großstadtbildung ein gewisses Gegengewicht bieten.

Das ist die Stelle, an der die Ansiedelungsfrage mit dem zusammenhängt, was man Bodenreform im engern Sinne des Wortes nennt. Indem die Ansiedelung, um finanziell möglich zu sein, die wachsende Bodenrente in Anspruch nehmen muß, führt sie uns überhaupt dazu, darüber nachzudenken, daß die kommenden Millionen Menschen, von denen wir sprechen, eine Steigerung der Bodenwerte mit sich bringen.

Ich redete schon von Berlin. Berlin als Stadt hat jetzt 1884000 Einwohner, Charlottenburg hatte bei der letzten Zählung 189000, Schöneberg beinahe 100000, die andern Vororte kommen dazu; rechnen wir Großberlin bis auf $2^1/_2$ Millionen. Dieses Großberlin ist im Jahre 1925 auf Grund der inneren Wanderung und des Zuwachses auf 5 Millionen Einwohner anzusetzen. Verdoppeln Sie also in Gedanken das heute mit Häusern besetzte Gebiet, besetzen Sie in Gedanken alles das, was jenseits unserer heutigen Vororte ist, noch in weitem Umkreis mit Straßen und Plätzen und Menschen und denken Sie sich ein so großes Stück des brandenburgischen Sandes mit Menschen über und über bepflanzt — ein neues London inmitten des Kontinents. Die Bepflanzung mit Menschen ist ein lohnendes Geschäft. Wenn auf dem Sande die Haide steht, so lohnt es ganz wenig; pflanzt man Kiefern, so lohnt es etwas besser; pflanzt man Hafer, wieder etwas besser; hält man Schafe, wiederum etwas besser; pflanzt man und düngt man Obstbäume, so wird der Boden wieder wertvoller; pflanzt man aber Menschen, so wird der Wert unendlich viel größer, der auf diesem Boden liegt, denn es giebt keine Pflanze, die einen so großen Ertrag für den liefert, der den Boden in der Hand hat, als die lebendige, bewegliche Menschenpflanze. Diese Pflanze wächst nicht nur parterre, wie alle andern Pflanzen, sondern sie wächst fünfetagenweise über einander auf demselben Boden und sie bezahlt sich nicht erst, wenn sie verkauft wird, sondern schon, wenn sie ihren Platz auf dem Boden einnimmt. Und darum, wo die Menschenpflanzung auf den Boden beginnt, sind nicht blos die Quadratkilometer und auch nicht blos die Morgen wertvoll, sondern da werden die Meter, die Quadratmeter des Bodens wertvoll, und der Boden bekommt mit einem mal ein so verfeinertes, durchgeistigtes Angesicht, daß er ordentlich keinen Riß und keine Falte mehr hat, die nicht Goldes wert ist.

Ungeheure Wertsteigerungen, wie Sie wissen, kommen durch diese Menschenanhäufungen zu Stande. Eine der besten Statistiken, die es auf diesem Gebiet giebt, ist die in der Mitte der neunziger Jahre in Charlottenburg aufgenommene. In Charlottenburg steigerte sich der gesammte Bodenwert in den Jahren 1865—97 von 6 Millionen Mark auf 300 Millionen Mark. Charlottenburg ist ja allerdings auch ein Musterbeispiel für derartige Dinge, aber das neue Berlin, das weiter hinzuwächst, wird ganz nach diesem Charlottenburger Muster sich weiter um die Stadt herumlegen. Jede neue Person, um die Charlottenburg gewachsen ist, vermehrte im Laufe dieser reichlich 30 Jahre den Kapitalwert des Charlottenburger Bodens um 2500 Mark. Wenn irgend eine Mutter

dort ihrem siebenten Kinde den ersten Kuß giebt, dann sagt der Bodenbesitzer: 2 500 Mk.! (Heiterkeit.) Also 1 Million Menschenzuwachs für Großberlin bedeutet, bodenkapitalistisch angesehen, 2 500 Millionen Mk. Kapitalzuwachs nach Charlottenburger Muster. Wenn demnach Berlin bis 1925 in der vorhin beschriebenen Weise wächst, so wächst das im Boden steckende oder sich in den Boden steckende Kapital um 6 ¼ Milliarden Mk. Ähnlich, wenn auch nicht so stark, wächst natürlich der Boden überall dort, wo die neue Bevölkerung sich dichter zusammenhäuft. Gehen wir ein gut Teil unter die Summe herunter, die gerade hier in Berlin genannt wird, und rechnen wir, daß eine Person Zuwachs im großen und ganzen 1 000 Mk. Bodenkapitalsvermehrung darstellt, dann bedeuten die 24 Millionen Menschen, die wir bis 1925 hinzu bekommen, 24 Milliarden Mk. Kapital, welches aus Grund und Boden besteht.

Dieses Kapital, das aus dem Boden wächst, ist der eigentliche Gegenstand des bodenreformerischen Nachdenkens. Haben wir uns das klargemacht, dann wissen wir, Bodenreform, die Beschäftigung mit diesem Bodenproblem, ist eine Aufgabe der wachsenden Völker. Es ist keine Angelegenheit, die zu allen Zeiten und an allen Orten gleich ist. Wenn z. B. von einer Großstadt gesagt werden kann, wie von Paris, daß in 10 Jahren dort keine allgemeine Mietssteigerung vorgekommen ist, so ist das für das Volkstum ein ungünstiges Zeichen, aber ein vollgiltiger Beweis für die Behauptung, daß dort Bodenreform keine sehr greifende Parole sein würde. In einem Volk ohne neue Kinder setzt sich der Bodenwert mit den übrigen Werten in ein gewisses festes, gleich bleibendes Verhältnis. Dort aber, wo die Menschen neu zuwachsen, in Einwanderungsländern wie Amerika, in Industrieländern mit wachsender Bevölkerung wie England und Deutschland, glüht den Menschen der Boden unter den Füßen und brennt sie an die Füße, je mehr sie werden. Deshalb ist es ein modernes industrialistisches Problem, das in dem Wort „Bodenreform" eingeschlossen liegt.

Diese steigenden Bodenwerte, die mit der Bevölkerung wachsen, sind nun nicht eigentlich Kapitalszuwachs in dem Sinne, daß das Volksvermögen an sich dadurch neue Werte bekommt. Denn wenn ein Boden vor so und so vielen Jahren 5 000 Mk. wert gewesen ist und derselbe Boden später 50 000 Mk. wert wird, so ist doch dem Volksvermögen nichts neues zugewachsen, weder an Genußmitteln noch an Produktionsmitteln; der Boden ist geblieben, der er war. Auf ihm ist inzwischen ein Haus gebaut worden, aber was gewachsen ist, ist zunächst ein nominelles Kapital; das soll heißen, der Boden zeichnet jetzt um

soviel mehr. Aber aus diesem nominellen Kapital wächst reelles Kapital heraus, denn wenn der Boden nun den höheren Wert hat, so werden auf ihm die höheren Zinsen gezahlt, und diese werden nun in wirklichen Arbeitserträgnissen gezahlt, d. h. sie werden nun in bar in den kapitalistischen Prozeß der Volkswirtschaft hineingeworfen. Und um dieser dauernden Zinsen willen, die aus den Bodenwerten herauskommen, ist die Steigerung des Bodenwertes zugleich eine Steigerung des Kapitalwertes der Nationen an sich. Wenn also Völker ohne Bevölkerungszuwachs keine Bodenwertssteigerung zu verzeichnen haben, so müssen sie damit auch auf eine der Quellen des modernen Kapitalismus verzichten, ein Verzicht, der unter Umständen seine großen volkswirtschaftlichen Bedenken für ein neuzeitliches Volk haben kann. Denn auch wir — bei aller Kritik, von der wir nachher reden — dürfen bei uns nicht verkennen, daß die Steigerung der Bodenwerte mit geholfen hat, Deutschland auf die kapitalistische Höhe zu bringen, auf der es jetzt ist. Rückwärts gerechnet ist äußerst fraglich, ob wir blos auf dem Wege der Unternehmergewinne diejenigen Summen hätten gewinnen können, mit denen wir jetzt unsere Weltstellung in Industrie und Handel begründet haben; es mußten noch andere Quellen vorhanden sein, um dies möglich zu machen. Die Bodenwerte der neuen industriellen Plätze in Deutschland sind zugleich Nährquellen für unsere Maschinen, für unsere auswärtigen Anlagen, für unsere Verkehrsmittel und alles ähnliche geworden. Die Frage ist nur, ob nicht von einem gewissen Zeitpunkt an ein industrielles Volk auf diese Quelle seines Kapitalismus verzichten kann, ob man nicht von einem gewissen Entwickelungsstadium an sagen muß: was aus dieser Quelle kommt, ist eine kapitalistische Übernährung geworden.

Gerade weil wir jetzt die Krisis haben — und ich sprach zu Ihnen vor acht Tagen über die Krisis — kommt uns der Gedanke sehr nahe, daß die Übererнährung jener sogenannten zweiten Stufe innerhalb der Industrie, der Großeisenindustrie, im kapitalistischen Sinne damit zusammenhängt, daß aus den Bodenwerten heraus immer neue Kapitalien nach Anlage dürsten, die sich auf diese Stufe einseitig drängen. Und auf der andern Seite kommt der weit wichtigere Gesichtspunkt, daß diese Ernährung des Kapitalismus durch Bodenwerte mit einer Verminderung des Konsums erkauft wird, und daß diese Verminderung des Konsums natürlich um so mehr auf den ganzen Blutumlauf des wirtschaftlichen Lebens wirkt, über je mehr Menschen sie sich ausdehnt. Solange es noch ein geringer Bruchteil des Volkes ist, der mit großstädtisch verteuerten Preisen zu rechnen hat, spielt in der Volkswirtschaft die Konsumverminderung nur eine verhältnismäßig geringe Rolle. Wo aber jetzt

10, 20 Millionen großstädtische Bevölkerung in Betracht kommen, wo die Industrieplätze angstvoll teuer werden auf ihrem Boden, da beginnt die Frage, wieviel anderes gekauft werden könnte, wieviel besserer Konsum möglich wäre, in der Volkswirtschaft mindestens dieselbe Bedeutung zu bekommen, wie die Frage, die wir das letzte Mal besprachen, was wir alles thun könnten, wenn wir nicht soviel Geld für verteuerte Brodpreise anlegen müßten.

Die Konsumverminderung durch die hohe Kapitalisierung des Bodens zeigt sich einesteils in der Verminderung des Wohnungskonsums. Ganz ohne Wohnung können ja nur wenige Menschen leben, und die sind sehr beklagenswert. Aber mit was für Wohnungen die Menschen sich infolge der Verteuerung begnügen, das ist vom allgemeinen volkswirtschaftlichen Standpunkt aus geradezu eine Düsternis, ein Schrecken. Dieselbe Charlottenburger Statistik, von der ich gesprochen habe, giebt an, daß von den damals 129 000 Einwohnern Charlottenburgs in nicht heizbarer Wohnung oder in einer Einzimmerwohnung ohne Küche 1 800 wohnten, in einer Einzimmerwohnung mit Küche — diesem bekannten Wohnungstypus — 32 500, in einer Zweizimmerwohnung mit Küche 39 300, in einer Dreizimmerwohnung 20 400, in einer Vierzimmerwohnung 9 700 Menschen wohnten, und dann nimmt es weiterhin ab. Also der Höhepunkt eines Ortes wie Charlottenburg ist die Zweizimmerwohnung. Gehen Sie durch die Straßen und Sie finden: ein eleganter Ort! Und dann sagen Sie sich: mehr als die Hälfte dieser Bevölkerung wohnt in Ein- und Zweizimmerwohnungen, denn in solchen Wohnungen wohnen in Charlottenburg 57,2 pCt. der Bevölkerung und meistens sind dies Familien von 4 Köpfen nach dem statistischen Durchschnitt. In solche Wohnungen soll man die kommenden Millionen auch hineinschieben! Stellen Sie sich das deutsche Volk vor, das uns zuwächst, dieses nicht agrarische Volk, von dem wir öfter gesprochen haben, und stellen Sie sich vor, daß wir dieses neu kommende Volk zu wenigstens 60 pCt., aber vielleicht zu 70 pCt. in Ein- und Zweizimmerwohnungen einschachteln müssen, stellen Sie sich diese kommenden germanischen Millionen vor auf lauter Treppen vertheilt, in kleine Fächer eingekapselt, und denken Sie: das sind die Leute, die den deutschen Geist nachher pflegen und hochhalten, das sind die Leute, die uns unsere künftigen Soldaten zu Hause erziehen, das sind die Leute, von denen wir alle Ethik fordern, die das deutsche Volk haben soll! Sie haben nicht mehr Baum noch Strauch, sie haben keinen Garten mehr und keinen rieselnden Brunnen, sie haben ein Zimmer und eine Wasserleitung oder zwei Zimmer und eine Wasserleitung. (Heiterkeit.) Das ist die Zukunft,

in die man die Leute hineinschieben will. Wir, die wir hoffen, daß die neue Volksziffer ein Segen für Deutschland sein soll, können garnicht anders als zugleich zu sagen: wenn unsere Wohnungsverhältnisse nicht gründlich anders werden, dann wird dieser Volkszuwachs im Grunde doch kein Zuwachs an Sittlichkeit und körperlicher Gesundung des Volkes! Und darum, hat man einmal sich damit abgefunden, daß man daran glaubt, wir werden mehr Menschen, dann zieht uns dieses eine Zugeständnis, diese eine Anerkennung dahin weiter, daß wir auf die Wohnungsfrage ganz andere öffentliche Aufmerksamkeit und staatliche Regelung verwenden müssen, als es bis jetzt der Fall gewesen ist.

Und wenn auf der einen Seite der Konsum an Wohnraum, und zwar in beängstigender Weise, sich vermindert, so vermindert sich durch die hohen Mietspreise auch der übrige Konsum; denn die Wohnungsausgabe selbst für diese Käfige von geringem Umfang ist relativ sehr hoch zu dem Einnahmeverhältnis der Menge Menschen, um die es sich handelt. Rechnen wir — das kann man in Berlin recht getrost — das Zimmer auf 200 Mk. und versuchen wir nachzurechnen, was nicht so ganz leicht ist, wieviel von diesen 200 Mk. eigentlich Bodenrente und wieviel Bezahlung für die Wohnung selbst, für deren Abnutzung und allerlei Dienste u. s. w. ist, so scheint sich zu ergeben, daß man es recht milde schätzt, wenn man von diesen 200 Mk. 80 Mk. als Bodenrente ansieht. In neuen Häusern ist es oft weniger, in alten oft viel mehr. Also zahlt der, welcher eine Einzimmerwohnung hat, im Durchschnitt seine 80 Mk. Bodenrente, und der welcher zwei Zimmer hat, zahlt seine 160 Mk. Bodenrente. Und dabei ist er vielleicht ein Mann, der 3 Mk. oder 4 Mk. am Tag verdient. Wenn jemand mit 3 Mk. Tagesverdienst ein Einzimmerwohnung hat, dann zahlt er 27 Tage Arbeit an Bodenrente. Die zahlt er nicht dafür, daß er das Haus bewohnt — denn dafür zahlt er viel mehr, dafür zahlt er 66 Tage —, sondern dafür, daß dieser Boden soviel wertvoller geworden ist. Zu jener Kapitalisierung, von der ich vorhin gesprochen habe, jener Kapitalsausstattung des Volksvermögens zahlt dieser Mann diesen wesentlichen Betrag von seiner einfachen und kleinen Wohnstätte aus. Und was kann er nun alles dafür sonst nicht kaufen! Ich brauche Ihnen dies nicht auszumalen, der Fall liegt ganz analog wie bei der Brotverteuerung durch die Zölle.

Und noch einmal, die Bodenwertsteigerung ist zugleich eine Verteuerung und Belastung der Industrie auch vom Standpunkt des industriellen Unternehmertums aus. Was müssen die industriellen Unternehmungen dafür zahlen, daß sie überhaupt wohnen können! Sie zahlen es für ihre Fabrikanlagen, sie zahlen es im Lohn an ihre Arbeiter.

Dieses Bodenkonto liegt direkt und indirekt auf der Industrie. Nun stehen wir ja vor der industriellen Frage, wie wir die Konkurrenz mit Amerika und anderen uns ebenbürtig werdenden Ländern aushalten können. Gewiß nur dadurch, daß wir, wo es irgend geht, Belastung von unserer Industrie hinwegnehmen. Sind wir im stande, die Brotzollbelastung auf der einen Seite und die Bodenwertbelastung auf der andern Seite von unserer Industrie wegzuziehen, dann geben wir ihr eine Elastizität im Konkurrenzkampf, die sie über sehr vieles hinweghelfen wird, was mit der geographischen Lage unseres Landes und seiner Entwickelung zusammenhängt.

Das Problem ist uns also damit klarer geworden: wir müssen dem vom Boden aufsteigenden Bodenkapitalismus entgegenwirken. Aber wie? Das erste muß leider das Zugeständnis sein, daß die Bodenwerte unter allen Umständen weiter steigen und daß man nichts in der Welt thun kann, um das Steigen an sich zu verhindern. Auch bei dem Londoner System, wo langjährige Erbpacht den Boden in festeren, ruhigeren Formen erhält und Spekulation an Bodenwerten fast ausgeschlossen ist, werden einzelne Plätze rapid wertvoller, andere langsamer, einige garnicht; ist es der Bodenbesitzer nicht, der den Wert bekommt, so ist es der Pächter. Es giebt keinen Fleck eines mit neuer Bevölkerung sich füllenden Landes, der nicht Wertsteigerung an sich durchmacht. Deutschland kann garnicht verhindern, daß in ihm immer neue Bodenwerte entstehen, weil es wächst. Was bleibt da übrig, wenn man grundsätzlich nicht verhindern kann, daß z. B. dieser Platz, den wir jetzt benutzen, hier neben Wertheim einen hohen Wert hat und unter Umständen einen noch höheren bekommt? Was kann da überhaupt der Staat thun?

Er kann, wie es scheint, nach zwei Richtungen, die einander nicht ausschließen, vorgehen, indem er einmal versucht, die äußersten Spitzen der Bodenwertsteigerung an einzelnen Stellen zu hindern, und zweitens indem er versucht, von dem zu gewinnenden Bodenkapital möglichst viel in seine eigene staatliche Kasse hineinzubringen. Er verhindert erstens die Überteuerung gewisser Plätze z. B. durch die Baupolizei. Wenn die Kellerwohnung verboten wird, wenn verboten wird, daß höher als 4 oder 5 Stock gebaut wird, so ist das schon eine gewisse Einschränkung des Bodenwuchers; wenn ein gewisser Luftraum von Hof verlangt wird, gehört in das dasselbe Gebiet hinein. Die Baupolizei hat es recht in der Hand, mit fester, eiserner Faust den Bodenkapitalismus in gewissen Grenzen zu halten, nur wird diese Faust, die eisern zugreifen könnte, in ihren Nervensträngen meist von einem Hause aus dirigiert, in welchem die Hausbesitzer die Majorität haben. (Heiterkeit). Infolgedessen ist

dieser Weg bisher immer nur soweit beschritten worden, als staatliche Oberbehörden oder sehr verständige Oberbürgermeister gegen ihre Stadtverordnetenversammlungen baupolizeiliche Bestimmungen durchgesetzt haben.

In dasselbe Gebiet der Abschneidung der Überteuerung einzelner Plätze gehört die Beförderung der Verkehrsmittel, um die Dezentralisation zu erleichtern und zu vergrößern. Ich sagte in anderem Zusammenhange, daß das, was wir in Deutschland an Kleinbahnen und elektrischen Bahnen haben, klein ist im Verhältnis zu dem, was Belgien hat, und zu dem, was Amerika in verschiedenen Industrieteilen sich leistet, und daß wir noch viel, viel mehr müssen fahren können als heute. Wenn man so kindlich die Hände zusammenschlägt, weil wir schon wieder die neue Hochbahn bekommen und nächstens wieder etwas derartiges gebaut werden soll, so bedenkt man nicht, daß die Menschen sich vorläufig noch viel, viel schneller vermehren als die Mittel, die Menschen auf weite Entfernungen heraus- und hereinzubringen. Wenn es einmal möglich wäre, das Verkehrsnetz eines derartigen Riesenortes wie Berlin auf den Fuß der äußersten Billigkeit, ja auf den Fuß der Unentgeltlichkeit zu setzen, so würde damit ein gut Teil Bodenreformarbeit geschehen sein; denn ein Grund, warum die Menschen sich nach dem Innern zusammendrängen und an den innern Teil der Stadt klammern, ist der, weil sie, wenn sie weit draußen wohnen, das übrige Geld und die übrige Zeit auf der Eisenbahn zusetzen. Also Verkehrsmittel auf's äußerste!

Aber mit allen diesen Mitteln wird immer noch nichts daran geändert, daß hier ein Platz ist, der durch seine Geschichte und seine Verkehrsbedeutung eine solche eigene Wucht bekommen hat, daß sich doch um diesen Platz immer noch die Menschen drängen und häufen. Und das steigt weiter. Was soll also der Staat machen, wenn das Bodenkapital weiter steigt und die Zinsenlast des Volkes weiter wächst, damit er möglichst viel von diesem Geld in seine Hand bekommt? Die radikalste Lösung ist der Vorschlag, den seiner Zeit der Bodenreformer Flürscheim in seinem Buch „Der einzige Rettungsweg" und auch sonst vertreten hat, den Grund und Boden ganz in die Hand des Staates hinüberzuführen. Dieser Vorschlag entspricht ungefähr dem Antrag Kanitz auf agrarischem Gebiet. Es ist ein Vorschlag, der die ganze selbständige Wellenwirkung des freien geschäftlichen Verkehrs mit einer gründlichen bureaukratischen und fiskalischen Maßregel hemmen will. Denken wir uns, der schwierige Prozeß der Überführung des Grundes und Bodens aus den zahlreichen einzelnen Händen auf den Staat wäre vollzogen — wer ist dann dieser Staat? Das ist eine Beamtenschichtung, und wer hat diese in der Hand? Entweder ein Parlament, das wechselnd ist, oder eine einzelne Koterie im

Staat, eine einzelne Gruppe von Geldmächten oder im besten Fall eine absolutistische Monarchie, falls sie sich unter modernen Verhältnissen halten kann. Eine Bureaukratie, die den ganzen Staatsboden und die Preise für den Staatsboden in der Hand hätte, wäre das Ende des modernen Staates, wäre das Ende alles dessen, was wir unter dem Wort „liberal" von unsern Vätern her übernommen haben. Wir müssen Grenzen haben, in denen wir dem Staatssozialismus etwas zutrauen. Wir geben ihm Verkehrsmittel und noch anderes in die Hand, aber Dinge von dieser Wucht wie den gesamten Getreideverbrauch des ganzen Volkes oder den gesamten Boden, auf dem das Volk wohnt, in die Menschenhände einer Beamtenschaft hineinzulegen, die ja aus lauter ehrenwerten einzelnen Elementen besteht und bestehen wird, die aber politisch abhängig ist, jeder einzelne in seinem Verbleib und seiner Stellung, das ist ein Risiko, wie es ein Volk wie das unsrige nie wird übernehmen können, selbst wenn gewisse äußere Vorteile damit zusammenzuhängen scheinen.

Wenn also dies unmöglich ist, was bleibt dann übrig? Dann bleibt übrig, was uns die Bodenreformer unter Führung unsers Freundes Herrn Damaschke immer wieder mit sehr wertvollen Einzelausführungen vorgetragen haben, nämlich die möglichste staatliche Inanspruchnahme des neu wachsenden Kapitals als Steuer. Diese Steuer ist nicht die grundsätzliche Erledigung der Bodenfrage an sich, aber sie ist, wie mir scheint, der einzige gangbare Weg, wie man diesem Kapitalismus aus dem Boden heraus näher kommen kann, indem man anfängt mit der Besteuerung der freiliegenden Gebiete, die auf den Bau warten, dann hinübergeht auf die Steigerung der Verkaufspreise der bereits bestehenden Gebäude und wenn man die Gedanken der Landordnung unserer Kolonie Kiautschou drüben möglichst auf unser altheimisches Land herüberzieht und zu den Bodenbesitzern sagt: was euch auf dem Boden an Geld erwächst, dafür habt ihr nichts gethan, es wächst, weil die Menschen wachsen, weil der große Staat mit seinem Militär seine große Industrie schützt, es wächst um des Fleißes der Masse willen, es wächst um der Flotte willen, es wächst, weil ganz Deutschland aufwärts geht. Das sollen nun einzelne Leute, weil sie diesen Grund und Boden geerbt haben, unverkürzt sich allein zuschreiben können, und jeder neue Einwohner soll 2500 M. Kapitalgeschenk geben an Leute, die nichts dafür thaten, daß er geboren wurde, und nichts für ihn thun werden, bis er stirbt! Es giebt wahrhaftig genug Gründe, die es moralisch einem Staate nahelegen, hier seinen Steuermechanismus anzusetzen.

Ich will nicht verschweigen, daß es einen Grund giebt, der diese

Steuerform unter Umständen bedenklich erscheinen lassen kann. Je mehr wir nämlich unser Staatsfinanzwesen auf Steigerung der Bodenwerte einrichten, desto mehr spekulieren wir mit unserer Finanzwirtschaft auf dauerndes Steigen der Bodenwerte, und jede Schwankung der Bodenwerte im ganzen ist dann eine Schwankung der Staatsfinanzen, eine Schwankung, die unter Umständen größer ist als die Schwankung, welche die indirekten Steuern und Zölle auch mit sich bringen; denn in den Bodenwerten ist Flut und Ebbe gerade so wie in den Getreidepreisen. Es giebt Jahre, wo man allgemein glaubt, die Werte gehen in die Höhe, und dann kommen Jahre, wo man das weniger glaubt, und dann kommen unter Umständen für ein Volk Zeiten, wie sie Paris hat, wo die Steigerung überhaupt nicht vorhanden ist. Aber dann hat das Volk seine Finanzwirtschaft auf das System der steigenden Bodenwerte aufgebaut. Ich sage, hier ist eine Sorge, aber bei allem Ernst dieser Sorge überwiegt bei mir weit das andere, was es für Vorteile hat, wenn wir unsere indirekten Steuern und Zölle, diese Kopfbelastung, umwandeln können durch die Werte, die der Boden giebt; wenn wir imstande sind, unsere Staatsgelder, sei es für Kanäle und Eisenbahnen, sei es für Schulen und alle möglichen Zwecke aus dem herauszuholen, was unwillentlich jeder geben muß, der zu der Menge hinzugeboren wird; wenn das Geld, das die Menge einfach dadurch schafft, daß sie existiert und wohnen will, möglichst reichlich wieder in das Volk als Gesamtheit zurückfließt. Dieser Gedanke ist im Grunde so berechtigt, so gerecht, so natürlich, daß man die andere Sorge, von der ich vorhin redete, der Zukunft überlassen muß. Ich glaube nicht, daß ein moderner Staat sein ganzes Finanzwesen auf diesen einen Gedanken wird aufbauen dürfen, aber daß innerhalb des Finanzwesens des modernen Staates die Besteuerung der aus dem Boden herauskommenden weiteren Milliarden ein Hauptfaktor werden muß, davon bin ich allerdings fest überzeugt. Und wo man nun die Frage anfassen will, ob von der Ecke der Staatsfinanzen aus oder von dem Gesichtspunkt der Ansiedelung des Volkes über das Land hin oder der Entlastung des Industrialismus oder des Mitleids mit denen, die schlecht und gering wohnen, von allen diesen Gesichtspunkten kommt man im Grunde zu einer und derselben Aktion in einer und derselben Richtung; teils ist es politische Arbeit, teils ist es Aufklärungsdienst, bei dem auch diejenigen besonders mithelfen können, von denen ich das nächste mal reden möchte, die Frauen. (Lebhafter Beifall).

Der Kampf der Frauen.

Geehrte Versammlung!

Die Frauenfrage, die uns heute Abend zusammengeführt hat, hat ein bleibendes, fast möchte ich sagen, ewiges Element und ein wechselndes, vorübergehendes, zeitgeschichtliches Element in sich. Das bleibende Element in der Frauenfrage ist der durch alle Jahrhunderte und Jahrtausende hindurchgehende Kampf um Einfluß, Herrschaft, Besitz, soziale Stellung zwischen Mann und Frau. Er hat nie aufgehört und wird eine reinliche und endgiltige Lösung wahrscheinlich erst dann finden, wenn der letzte Mann und die letzte Frau auf der inzwischen kalt gewordenen Erde sich zum Sterben bereiten. Das zeitgeschichtliche Element aber ist dieses: wie wirkt nun innerhalb dieser die Jahrhunderte durchgehenden Schwankung das geschichtliche Moment, daß wir uns durch die Bevölkerungsvermehrung in den Industrialismus umgewöhnen, daß unsere Betriebsform, unsere Art der häuslichen Ansiedelung, unsere ganze Art des jetzigen Lebens anders geworden ist, als sie früher gewesen ist? Und erst aus der Betrachtung dieser beiden Dinge zusammen entsteht meines Erachtens eine wirkliche Erkenntnis des Problems, das gerade heute für uns Frauenfrage heißt.

Eine naturwissenschaftliche Betrachtung — ich sage nichts über die etwaige Verwandtschaft der Menschen und Tiere; darüber soll jeder denken, wie er will — hat uns gezeigt, daß bei den Tieren, wo keine staatlichen Rechtsverhältnisse, kein sozialer Druck, keine andere wirtschaftliche Lage den Unterschied der Geschlechter beeinflussen, bei einer großen Zahl von Arten der Unterschied des Männlichen und Weiblichen in der ganzen Statur, Gestalt, Lebensführung auf das allerentschiedenste sich ausprägt.

Löwe und Löwin unter gleichen wirtschaftlichen und beim Mangel aller staatlichen Verhältnissen aufgewachsen (Heiterkeit), sind doch zwei neben einander laufende verschiedene Typen, und der Bienenstaat, die größte Organisation der Tierwelt, bietet uns auch einen durch den ganzen Staat hindurchgehenden Unterschied der beiden Geschlechter. Dieser Unterschied, in das Menschliche übersetzt, würde, hypothetisch gesprochen, beinahe imstande sein, zwei verschiedene Arten zu bilden; denn zwischen den Männern und den Frauen besteht eine Verschiedenheit teils im Körperlichen, teils in der Empfindungswelt, teils in der Auffassungsweise, teils in der Sitte, daß, wenn man alle diese Verschiedenheiten auf beiden Seiten addiert, man schließlich zu der Anschauung kommt: wie zwei nahe verwandte Rassen, wie Germanen und Franzosen, neben einander und unter Umständen an denselben Orten durcheinander gehen, so gehen auch die Männer und die Frauen neben einander, und sehr leicht würde — es ist ein Wenn dabei — eine Rassenscheidung stattfinden, wenn nicht die Männer immer wieder Väter von Töchtern und die Frauen Mütter von Söhnen würden. Das aber, was man den Artenkampf zwischen Mann und Frau nennen könnte, bleibt ein in sich Unklares, bleibt in seinem ganzen Wesen ein vom Nebel Umgebenes, weil die Versuche der Rassenbildung nach rechts und links, nach Mann und Weib immer zusammen in die Familie eintauchen und immer erst wieder neu aus ihr heraus entstehen. Und darin beruht die eigentümliche Schwierigkeit der Frauenfrage, daß man sie in gewissem Sinne als Artenfrage fassen muß und doch, wenn man sie als solche fassen will, immer wieder an der Stelle ist, wo das Gesetz der Erblichkeit nicht mehr korrekt weiter funktioniert, nicht Weiber zu Weibern und Männer zu Männern werden. Alle Ansätze, die auf diesem Gebiet gemacht werden, haben in sich ein gewisses tragisch-fröhliches Ende.

Es scheint, daß die Unterschiede zwischen Mann und Frau auf den niederen menschlichen Stufen weniger groß sind, als auf den höheren menschlichen Stufen. Der Neger und die Negerin — ich rede nicht vom Häuptling und der Mehrzahl seiner Frauen, sondern von dem einfachen Neger, der eben nur eine Frau hat - - werden unter einander in Bildung, in Arbeit, in Sprechweise, in Lebensauffassung, in Sitte unendlich wenig verschieden sein. Und gehen wir dann die Leiter der Kultur aufwärts, so werden wir sehen, wie die Kultur differenzierend wirkt, wie sie die verschiedensten Momente der Bildung anders häuft, um eine fertige Frau und um einen fertigen Mann als Kulturprodukt in die Welt zu stellen. Die Kultur schafft, indem sie die beiden durch Erziehung, Bildung, Unterricht, Lebensart und ähnliches weiter auseinander führt,

erst eigentlich das wirkliche Problem, wie sich die zwei zu einander verhalten; denn erst von da an, wo sie sich ihrer Differenzierung bewußt werden, wo ein weibliches Denken hier, ein männliches Denken dort entsteht, wo zwei verschiedene Welten gegen einander aufmarschieren, giebt es eine Frauenfrage in dem eigentlichen und bestimmten Sinn und wird grundsätzlich die Frage aufgeworfen, welches Geschlecht von beiden die Herrschaft hat. Die Herrschaftsfrage wird zwar als Individualfrage selbst in den einfachsten Verhältnissen gefunden, und auch jene Neger und Negerin fragen als einzelne Menschen, wenn auch nicht in unserer abgeklärten Form: wer von uns beiden hat den stärkeren Willen? Aber diese Individualfrage zur Frage von zwei Massen zu machen, ist eine Leistung der Kultur.

Will man nun die Frage nach der Macht der beiden Geschlechter verstehen, so muß man wieder ein wenig geschichtlich zurückgreifen und sich erinnern, daß es Zeiten gegeben hat, in denen die Frau im ganzen mehr bedeutet hat als im Durchschnitt heute. Das führt uns ziemlich weit zurück, wenigstens auf deutschen Boden zurück bis in die Zeiten, wo das Nomadenvolk seßhaft und ackerbauend zu werden begann, bis in die Zeiten des sogenannten Mutterrechtes, welches darin besteht, daß die Frau der eigentlich bleibende Bestandteil ist, daß der Mann an die Sippschaft der Frau sich angliedert und daß die Dinge, die nennenswerte Erbschaft sind, weibliche Erbschaft sind. Dieses Mutterrecht ist nicht gleichbedeutend aber doch verwandt mit weiblicher Herrschaft. In dem kürzlich erschienenen umfangreichen Buch, welches Frau Lily Braun über die Frauenfrage veröffentlicht hat und das ich noch nicht vollständig, aber in seinem geschichtlichen und etlichen anderen Teilen bis heute habe lesen können, wird ausgeführt, daß das Mutterrecht nicht Herrschaft gewesen sei. Nun gut, unter allen Umständen war es ein sehr großer Anteil an dem gemeinsamen Willen und an dem gemeinsamen Recht. Von diesem Mutterrecht sprechen noch heute unsere Kirchen, nur wissen Sie es gewöhnlich nicht, denn wenn unter milden Klängen ein Paar eingesegnet wird, dann liest der Geistliche jene alten Worte aus uralter Zeit: „Darum wird ein Mann Vater und Mutter verlassen und wird seinem Weibe anhangen.“ Diejenigen, die unter den Hochzeitsgästen das Bedürfnis empfinden, über diese lithurgischen Worte nachzudenken, haben einen Moment das Gefühl, daß doch die Braut Vater und Mutter verläßt und ihrem Manne nachfolgt, seinen Namen annimmt und unter sein Recht kommt und fragen sich, wie das Wort, mit dem wir eingesegnet werden, zu dem Zustand stimmt, in den hinein wir gesegnet werden. Es ist nur historisch dadurch zu erklären, daß eben jenes alte

Bibelwort vom Standpunkt des Mutterrechts aus gesprochen ist. Und wenn Tacitus, der den etwas herabgekommenen Römern den Spiegel der tugendsameren Germanen vorhält, von unseren germanischen Vorvätern erzählt, wie hoch sie die Frauen gehalten haben und daß die Frau ihnen etwas Heiliges gewesen wäre, so würde es einer geschichtlichen Betrachtungsweise nicht entsprechen, dieses Heilige nur in der intimsten Empfindungswelt jener waldfrohen Urahnen von uns zu suchen, sondern die Frau der Germanen hatte unter allen Umständen zwei Dinge, an denen dem Manne ungeheuer viel lag, nämlich sie besaß den Platz am Feuer und den Acker, und der Mann war es, der das Pferd und die Jagd und den Speer hatte und sehr oft zu der Frau kommen und sagen mußte: ich möchte Platz haben, ich möchte Nahrung haben! Die Frau war es vor allem in den altgermanischen Zeiten, als der Ackerbau anfing, die das Tier hatte, das für die Wirtschaft das bedeutsamere war, die Kuh. Der Mann hatte das Pferd; und ein Punkt, den ich mit den mir zur Verfügung stehenden geschichtlichen Quellen nicht ganz klarstellen konnte, den ich aber andeuten möchte in der Hoffnung, einer der Versammelten könnte ihn später genauer ausführen, ist der, ob nicht die Frau von ihrer taciteisch hohen Stellung in Germanien zuerst dadurch einen Schritt abwärts ging, daß man anfing, das Pferd vor den Pflug zu spannen. Pferde vor dem Pflug sind keineswegs auf der ganzen Erdkugel üblich, sondern fast nur in Mitteleuropa, und zwischen der Verwendung des Pferdes und der Kuh und der Stellung von Mann und Frau giebt es alte, freilich schwer zu fixirende Beziehungen. Dort, wo der Ackerbau in altgermanischer Art mit der Kuh weiter betrieben wurde, hat in der ganzen Betriebsform die Frau ein ganzes Stück Herrschaft behalten bis in die heutige Zeit hinein. Denn hören Sie auf der einen Seite die Klagen der modernen Frau darüber, wie sehr die Frau zurückgedrängt und nur halben Rechtes sei, und dann hören Sie auf der anderen Seite das eine Wort „die Bäuerin," so steigt vor ihrem geistigen Auge ein Etwas in die Höhe, was durchaus nicht wie halben Rechtes aussieht (Heiterkeit), dann steigt vor Ihnen eine weibliche Gestalt in die Höhe, die, je älter sie wird, desto wuchtiger wird (Heiterkeit) und die unentbehrlich für den ganzen Umfang der Thätigkeit ist, die zu ihrem Gut gehört. Und ich glaube, an nichts kann man sich in so einfacher Weise den Kern der Frauenfrage klar machen, als wenn man sich eben dieses Wort „die Bäuerin" in seinem ganzen geschichtlichen Vollgehalt vorstellt und vor diesem Wort sich fragt: warum behält diese Frau ihre Bedeutung und verliert sie nicht? Weil bei ihr gar nicht die Hauptsache das ist, was

die Dichter am meisten preisen, sondern weil bei ihr die Hauptsache ist, daß sie sich absolut unentbehrlich macht, denn der Mann versteht nichts von der Milchwirtschaft und den Acker kann er nicht ohne die Frau behandeln. Und infolgedessen ist, wo wir überhaupt Landwirtschaft in altväterischer Weise haben, die Frauenfrage noch garnicht Frage im modernen Sinn. Auch andere Betriebe älterer Zeit zeigen uns die Frau in einer Form, die für uns zur Sage zu werden beginnt. Das Wort „die Meisterin" bedeutet für das Handwerkerhaus der älteren Zeit auch durchaus keine willenlose und unterdrückte Größe, sondern in der Zeit, wo das Handwerk darauf angewiesen war, Lehrlinge und Gesellen mit im Haushalt zu haben, wo um jede Werkstatt herum sich ein Lebenskreis zugehöriger Personen ausdehnte, war für das Centrum dieses Betriebes die Frau gerade so wichtig und unentbehrlich und schließlich entscheidend wie der Mann Und auch im älteren bürgerlichen Kaufhaus begegnet uns dies noch. Viele von Ihnen erinnern sich an die Sabine in Gustav Freytags „Soll und Haben." Die ist auch nicht die geknechtete Frau, sondern die Frau, ohne welche diese Art geschäftlichen Betriebes überhaupt nicht möglich ist, denn das ganze Kaufhaus ist eine Kolonie für sich mit all den Menschen, die davon leben und darin wachsen; und wenn es keine Ehefrau ist, so ist es eine Schwester oder Tante, aber unter allen Umständen gehört in diesen Betrieb ein maßgebendes Weib genau so gut wie ein maßgebender Mann.

Diese Stellung der Frau im Betriebe, die ihr Würde, Festigkeit, Halt, Charakter giebt, ist zu allererst bei der Aristokratie etwas schwächer geworden. Ich spreche da weniger von der Aristokratie auf deutschem Boden, denn dort, wo unser Adel in den älteren Jahrhunderten seinen Acker selbst bebaut hat, hat die Frau auch inmitten dieses großen Ackerbaues ihre hauswirtschaftlich bedeutende Stellung gehabt. Dort aber, wo großer Ackerbau nur als Finanzquelle betrachtet wurde, wo der Adel, wie in Frankreich, nach Paris und Versailles ging, und der Genuß des Ackers von der Bewirtschaftung getrennt war, begann die Frau eine andere Stellung zu bekommen; denn dort ist sie nicht mehr unentbehrlich für das Werden und Einkommen der Güter; die Rente, die Revenue fließt ohne sie und sie hat keinen direkten wirtschaftlichen Lebenszweck mehr. Von da an wird sie „Dame." Der Schritt von der Frau, die mitten in der Wirtschaft steht, zur Dame scheint ein Schritt aufwärts in der Geschichte der Frau zu sein, denn indem sie Dame wird, wird sie um ein ganz Teil geehrter, als sie vorher gewesen ist; sie bekommt ihre Zeit für allerlei geistige Interessen frei, und es entsteht überhaupt erst die geistig angeregte, geistig belebte Frau, die inmitten

der modernen Kultur sich bewegt. Es entsteht die Frau, die einen neuen Beruf darin findet, sich als Dame zu präsentieren, deren Existenz im Damesein aufgeht und die im übrigen wirtschaftlichen Prozeß keinen bestimmten und direkten Zweck hat. Diese Dame gewinnt an künstlerischer und geistiger Vertiefung, und doch verkümmert sie in etwas, denn die höhere gesellschaftliche Hochachtung, die man ihr bringt, hat die Kehrseite, daß man nicht mehr mit ihr redet wie Mann zu Mann und nicht mehr alle Dinge mit ihr bespricht, sondern behauptet, geschäftliche Fragen gingen die Dame nichts an, sodaß gerade die schwersten und tiefsten Tagesprobleme des Lebens das Kennzeichen rein männlicher Thätigkeit bekommen haben.

Aber innerhalb der Aristokratie, wo die nötige finanzielle Grundlage vorhanden ist, behält das Leben als Dame immerhin seine Kulturmomente in sich. Weit bedenklicher wird die Sache, wenn derselbe Prozeß der wirtschaftlichen Entwurzelung der Frau in den Mittelstand hineingeht. Wenn dort die Frau nicht mehr für den Betrieb notwendig ist, nicht mehr miterwerbende Kraft ist, und doch nicht die Mittel, auch nicht die Vorbildung hat, sich als Dame im Sinne jener modernen Kultur ein Gegengewicht zu schaffen, dann entsteht recht eigentlich erst ein abhängiges und gedrücktes und in einen gewissen Winkel hineingeschobenes Frauendasein. Nicht als ob es immer so sein müßte. Ich brauche hier nicht von den Ausnahmen zu sprechen, die immer dort möglich sind, wo durch Einverständnis von Mann und Frau und trotz der Schwierigkeiten, die in der Betriebsform liegen, Mann und Frau geistig harmonisch verbunden sind, sondern ich muß davon sprechen, was für Folgen im allgemeinen die Änderung der Betriebs- und Lebensweise für die Frau des Mittelstandes hat. Im Mittelstand sind die Räume zunächst geringer als beim Adel, und zwar sind sie um so enger, je geringer die Finanzlage der Familie ist. Die Bäuerin hat ein Reich verschiedenster Räume, die auf verschiedenem Kulturgrad neben einander bestehen, und sie kann auch von einem großen Umfang von Dingen sagen: das ist mein Gebiet; die Aristokratin hat ein Reich, welches aus Haus und Garten und Wagen u. s. w. besteht; wenn aber die Frau im Mittelstande nicht mehr Meisterin in dem vorhin beschriebenen Sinne ist, dann sagt sie: meine vier Wände sind mein Reich. Und wenn die vier Wände großstädtisch in die dritte, vierte oder so und so vielte Etage hinaufrücken und wenn sie auf drei Zimmer und zwei Zimmer zusammenrücken, dann ist dieses Reich, das der Frau geblieben ist, sehr klein geworden demjenigen gegenüber, das sie früher gehabt hat. Dabei vermindern sich die Thätigkeiten von früher im Zusammenhang mit

der Raumverschiebung, aber nicht durch sie allein. Was wurde früher alles im Hause gemacht! Wenn man die Viehwirtschaft nicht mehr hat, fehlt ein ganzer Teil. Ich verstehe, wenn Sie sagen: Fortschritt, daß wir sie nicht mehr haben! Aber es ist ein Teil Arbeit nicht mehr, der der Frau gehörte, und mit ihm verschwindet, was das Haus früher im Zusammenhang mit der Viehwirtschaft herstellte, wie Fleischbereitung, Milchbereitung. Und das Spinnrad fällt weg, die Kleiderherstellung rückt aus dem Haus, in vielen Fällen rückt sogar das eigentliche Waschen heraus. Der Thätigkeitskreis dessen, was noch gearbeitet wird, was nicht gekauft wird, was im Hause wirklich noch gemacht und geschaffen wird, verringert sich zusehends, verringert sich geradezu unter den Augen des jetzt lebenden Geschlechts, denn jede Haushaltung von heute, verglichen mit der elterlichen Haushaltung vor dreißig Jahren, bietet eine Verminderung und Verengerung dessen, was wirtschaftlich von den Frauen im Hause gethan wird. Kommt der weitere Schritt hinzu, daß die Arbeitsstätte des Mannes, Comtoir, Werkstatt oder was es sonst ist, räumlich von der Familie getrennt wird, daß der Mann also seine wirkliche Thätigkeit draußen und zuhause nur seine Rückzugs-, Ruhe- und Nahrungsstätte hat, dann verengt sich der Interessenkreis dieser Kolonie, die irgendwo in der großen Stadt sitzt, sehr leicht auf ein Minimum von Dingen und Interessen.

Das moderne, städtebildende Leben mit den großen Betrieben und großen Werkstätten schiebt die Frau, zunächst die Ehefrau, in die Enge und Stille hinein. Nun sagt ja der große Goethe in einem bekannten Wort, daß das Talent sich in der Stille bilde, doch der Charakter in dem Strom der Welt; gewiß, zur Talentbildung ist die eben bezeichnete Stille sehr geeignet, und sie ruft auch eine ganze Zahl kleinerer und größerer Talente hervor, aber zur ganzen Menschenausbildung ist sie wieder doch recht ungeeignet. Da fehlt etwas Hinundhergeworfenwerden, da fehlt jener Kampf ums Dasein, den man dem Manne läßt und den man in einer mehr dumpfen und traumhaften Form der Frau in ihren Winkel hineinsendet; und aus diesem Verhältnis entsteht dann der etwas flügellahme menschliche Vogel, von dem unsere Frauenlitteratur klagend und anklagend redet, und entsteht auch unter Umständen, Gott sei Dank nicht immer, etwas von dem, was der unhöfliche Leipziger Professor Möbius in seinem Schriftchen als „Psychopatische Minderwertigkeit der Frauen“ beschrieben hat, nur mit dem Irrtum, daß er glaubt, etwas Typisches für alle Frauen zu sagen, und glaubt, dieselben Erscheinungen kämen bei den Männern nicht vor. (Heiterkeit).

Wenn nun die Rolle der verheirateten Frau durch diese Dinge gegen früher

so verändert wurde, so hatte das natürlich seine Folgen für die unverheiratete, für die Tochter, die Witwe, die alleinstehende, denn die Höhenlage, welche die Frau in der Gesellschaft hat, entscheidet sich in der Gesamtheit nicht nach der Höhenlage der unverheirateten, sondern der verheirateten Frau; ist es der verheirateten Frau gelungen, sozial viel zu bedeuten, dann drückt sie dasselbe für ihre Töchter und für alle unverheirateten Frauen mit durch. Der eigentliche Kampf der Frau liegt in dem Kampf um die Stellung der verheirateten Frau, und darum, wenn gerade in diesen Mittelstandssphären, von denen ich geredet habe, die Ehefrau an Interessen- und Lebenskämpfen ärmer geworden ist, setzt sich das darin fort, daß man nun auch die Töchter nicht mehr für den Lebenskampf erzieht, daß die Mütter ihre Töchter im Grunde nicht anders werden lassen wollen, als sie selber geworden sind. Und von diesem innerhäuslichen Zustand aus kommen nachher üble Folgen für diejenigen, die in dem verengerten Haus gar keinen Platz mehr haben, denn darin unterscheidet sich ja wieder das alte Haus von dem neuen, daß das neue Haus in bürgerlichen Verhältnissen für überzählige weibliche Kräfte keinen Platz hat, während es in dem älteren Betrieb hieß: ein paar Hände kann man immer brauchen! Dieses „Ein paar Hände kann man immer brauchen" gilt von der Zwei- und Dreizimmer- und auch von der Vierzimmerwohnung inmitten einer Großstadt schon längst nicht mehr.

Nicht ganz so trübe ist die Lage der Frau, wenn wir noch ein paar soziale Schichtungen tiefer gehen. Dort ist zwar die Gesamtlage trauriger für Mann und Frau, aber die besondere Lage der Frau dem Manne gegenüber ist nicht so schwierig, denn dort, wo ungelernte Arbeit obwaltet, wo einfach die unmittelbare Kraft und augenblickliche Tüchtigkeit entscheidet, haben Mann und Frau nicht so sehr große Unterschiede wie dort, wo langer Bildungsgang zwischen beide einen Graben zieht. Zunächst sind innerhalb der Lohnarbeiter der Landwirtschaft die Frauen kein durchaus bei Seite geschobenes Element. Ich werde dann davon reden müssen, eine wie große Ziffer von weiblichen selbsterwerbenden Arbeitskräften die deutsche Landwirtschaft in sich hat, aber auch sonst im Gebiet der ungelernten Arbeit, wo man es für selbstverständlich hält, daß die Frau verdienen muß, kämpft sich die Frau als solche leichter mit durch das Leben hindurch. Manche von Ihnen haben vielleicht im letzten oder vorletzten Jahr den Roman von Clara Viebig „Täglich Brot" gelesen, indem sie das Schicksal eines Dienstmädchens beschreibt. Dieser Roman ist dadurch sehr charakteristisch, daß in der Sphäre, die Clara Viebig beschreibt, es zwei Frauen sind, die die Führung haben; es ist geradezu ein Roman vom Standpunkt des Mutterrechts, denn zuerst

führt sie uns hinein in den kleinen Kram, wo die Frau das Geschäft besorgt und der Mann den Hundewagen anspannt und das einkauft, was die Frau haben will, und dann führt sie uns hinein in die Portierfamilie, deren Brotstelle gewonnen wird, weil die Frau alle Garantie bietet, das Haus ordentlich zu halten, während der Mann nur dazu gut ist, daß er an der Treppe aufpaßt, wer kommt und geht. Jeder von uns, der das Leben beobachtet, kennt eine ganze Reihe ähnlicher Verhältnisse, wo wir mitten im modernen Leben in der Unterstufe das absolute Mutterrecht wieder auftauchen sehen oder gesehen haben. Es ist niemals erstorben, wo unter armen Verhältnissen der Kampf ums Dasein geführt wird, in welchem jede Spur von dem Gedanken „Dame" schwindet. Hier in der Tiefe ist die ursprüngliche Kraft des Kampfes des einen Geschlechts mit dem andern wieder vorhanden und die Frauen zeigen, daß sie auf diesem Boden noch längst nicht die schwächeren sind.

Das, was zwischen der vorhin genannten bürgerlichen Mittelstandsschicht und dieser ungelernten untersten Schicht lebt, hat unklare Verhältnisse, weil in der einen Hälfte der Fälle die Frau als Mitarbeiterin die Familie mit in die Höhe hebt und trägt und in der andern Hälfte der Fälle, oft gerade bei höher gelernten Arbeitern, die Frau nicht mehr auf Arbeit gehen, nicht mehr Arbeit mitmachen soll, aber bei der Kleinlichkeit der Verhältnisse, die sonst vorhanden ist, zu Hause auch keinen ordentlichen Raum zur Ausdehnung hat. Ich kenne derartige Verhältnisse, hinaufgehoben über die ungelernten Arbeiter und doch nicht hinaufgestiegen bis in den Mittelstand hinein, wo man wirtschaftlich von dem Leben dieser Frauen am meisten das Wort des alten Moses sagen könnte: „Sie bringen ihre Tage hin wie ein Geschwätz." (Heiterkeit). Es existiert für sie kein Lebenszweck, kein Raum, um sich auszuleben, und doch existiert die Furcht, sich dadurch zu erniedrigen, daß man in den Kampf ums Dasein selber mit eintritt.

Natürlich sind in der jetzt beschriebenen Sphäre des Arbeiter- und Handwerkerstandes u. s. w. die überzähligen Frauen, d. h. diejenigen, die nicht als Ehefrauen oder zu deren Vertretung notwendig sind, durchaus darauf angewiesen, außerhalb der Wohnung ihre Arbeit zu suchen. Und von hier aus beginnt zu allererst der eigentliche Kampf der Frau um die Arbeit und von hier aus ist die Frauenfrage zu allererst brennend geworden. Es giebt bürgerliche Frauen — ich glaube nicht hier im Saale, aber ich habe solche kennen gelernt — denen das Wesen der Frauenfrage noch heute aufzugehen scheint in der Frage, welche Universitäten einen weiblichen Doktor erteilen und welche nicht. Das ist aber innerhalb der deutschen Frauenfrage Nummer so und so viel, nur eine

Nummer. Aber das, was die Frauenfrage eigentlich in ihrem Kern darstellt, das sind die Zehntausende und Hunderttausende, die in der Gesellschaft keinen Platz, kein Leben hätten, wenn sie nicht in die verdienende Arbeit hineinkämen. Da ist der Kern der Frauenfrage, und von da aus beleuchten und erklären und lösen sich auch erst diejenigen Teile der Frauenfrage, wo es sich nicht so sehr um das Erwerben und Lebenkönnen handelt, denn überall ist die Frauenfrage im Grunde die Frage nach Arbeit.

Was bedeutet die Frau im Produktionsprozeß, wenn sie heute weniger als früher in der Einzelwirtschaft bedeutet? Was bedeutet sie im Produktionsprozeß der ganzen Volkswirtschaft, als Arbeitskraft inmitten eines arbeitenden Volkes? Das ist die Zentralfrage in der Frauenfrage. Von der Frau im Arbeitsprozeß müssen wir darum sprechen, und zwar halte ich es für ziemlich überflüssig, wenn man aus rein theoretischen Vordersätzen heraus etwa Regeln darüber aufstellen wollte, wie weit die Frau in den Arbeitsprozeß hineingehört, wie weit das Arbeiten weiblich oder unweiblich sei, und was ähnliche zeitvergeudende Überlegungen weiter sind. Worauf es mir anzukommen scheint, ist, daß man die Chancen, welche die Frauen bei ihrem Eintreten in den Arbeitsprozeß haben, nach der günstigen und nach der ungünstigen Seite nüchtern abwägt und in diesem Zusammenhang festzustellen sucht, wie weit heute bereits die Frau thatsächlich am volkswirtschaftlichen Arbeitsprozeß beteiligt ist.

Die günstigen Aussichten der Frau, um von diesen zuerst zu reden, sind einesteils darin begründet, daß die Frau in Bezug auf Zahl, Lebensalter und Lebenszähigkeit einen Vorsprung vor den Männern hat. Diesen Vorsprung hat ihr nicht der liebe Gott unmittelbar gegeben, denn er warf etliche Knaben mehr auf die Erde als Mädchen, aber die Mädchen sind sehr viel ausdauernder und haushälterischer mit ihrer Lebenskraft gewesen, sodaß wir im Deutschen Reich 27,7 Millionen männliche, aber 28,6 Millionen weibliche Personen haben, oder mit genaueren Ziffern 883000 mehr weibliche als männliche, und zwar ist es die Langlebigkeit der Frau, welche die größere Zahl hervorbringt. Das zeigt sich bis in das höchste Alter hinein; über 80 Jahre giebt es 90000 Männer, aber 120000 Frauen, denn die Frau leidet weniger an Schwindsucht, die Frau verunglückt weniger nach der Statistik, die Frau kommt viel weniger ins Gefängnis als der Mann (Heiterkeit). Dem Strafgesetzbuch gegenüber ist das Verhältnis so, daß Männerbestrafungen 84,4 pCt. und Frauenbestrafungen 15,6 pCt. vorkommen. Die Frau spielt in der Bestrafung eine Rolle bei Hehlerei, bei falschem

Eid, bei Beleidigung (Heiterkeit) und Diebstahl; aber in keinem dieser vier Fälle spielt sie auch nur annähernd die Rolle des Mannes, denn in keinem der vier Fälle übertrifft sie 30 pCt. der Gesamtziffer. Die Frau unterliegt unendlich viel weniger als der Mann dem Alkohol und seinen Folgen. Darum, wenn die Frau — ich spinne einen vorhin begonnenen Gedanken einen Augenblick weiter — eine Race für sich wäre, würde diese Race in etlichen Menschenaltern infolge solcher Vorzüge die andere Race überwunden haben, wenn — es so sicher wäre, daß die Race bei ihrem Siegesgang dieselben Tugenden beibehalten würde! (Heiterkeit). Und das ist mir keineswegs sicher, sondern ich halte es für möglich, daß alle diese Vorteile, die ich jetzt genannt habe, Folgeerscheinungen der relativen Unfreiheit und Bedrücktheit der Frau sind und daß die Frau, wenn sie mehr flattern könnte, wie sie wollte, in den verschiedenen Beziehungen ungefähr dasselbe sein würde, was der Mann ist. Aber wie die Dinge jetzt einmal liegen, genießt die Frau im Kampf mit dem Mann den Vorteil der etwas zäheren Art und den Vorteil der unterdrückten Race, die die andern durch Bedürfnislosigkeit unterbieten kann.

Man kann die Stellung, welche die Frau in dieser Hinsicht dem Manne gegenüber hat, ohne irgend Jemandem zu nahe treten zu wollen, ein wenig mit dem Lohnkampf vergleichen, den etwa der Deutsche in Paris gegen den Franzosen oder der Pole in Berlin gegen den Deutschen führt: der bedürfnislosere Teil von beiden hat bei sonst gleichen Verhältnissen immer etwas voraus. Eine Reihe Thüren öffnet sich der Frau eben deshalb, weil sie bedürfnisloser ist. Nun wäre es falsch anzunehmen, daß die Frau kraft Schöpfung oder innerer Eigenschaft bedürfnisloser geworden sei als der Mann. Das zeigt die Aristokratin, die sich finanziell frei bewegen kann, daß sie nicht als Frau die bedürfnislosere von beiden ist; das zeigt im allgemeinen die freie Frau, die selbst erwerbend zu eigenem größeren Gelde gekommen ist; sie gewöhnt sich daran, wo mehr gewonnen ist, mehr wieder fließen zu lassen; das sehen wir selbst bei unsern Arbeiterinnen dort, wo die Arbeiterinnen in gewissen Gegenden mehr verdienen als die Männer. Es giebt sächsische Industriegebiete, wo unter Umständen die Mädchen 25—40 Mk. in der Woche verdienen, während die Männer froh sind, wenn sie 10– 15 Mk. haben. In diesen Gegenden sind es durchaus die Mädchen, die etwas daraufgehen lassen, und die Männer gehen wie Schatten darum herum. Aber solche Zustände sind Ausnahmen und im allgemeinen ist bei uns die Lage so, daß die Frau kraft anerzogener Bedürfnislosigkeit den Mann unterbietet, und das ist die größte Waffe, die die Frau bei ihrem

Eintreten in den Arbeitsprozeß überhaupt besitzt. Gewiß keine besonders schöne Waffe, weder für den, der sie führen muß, noch für den, gegen den sie geführt wird, aber wir sind nicht zusammengekommen, um uns etwas Schönes zu sagen, sondern um wirtschaftliche Möglichkeiten zu erkennen.

In dem Buche von Lily Braun befinden sich sehr umfangreiche Versuche, die Verschiedenheit der Löhne von Männern und Frauen darzustellen. Das ist nicht ganz leicht, denn mit allgemeinen Durchschnittslohnangaben ist auf diesem Gebiet ungeheuer wenig gethan, weil sehr viele Frauen in einem Lebensalter, wo für die Männer das höhere Verdienen überhaupt erst anfängt, aus der Arbeitsgemeinschaft ausscheiden, weil also die weiblichen Durchschnittslöhne in viel höherem Grade Durchschnittslöhne jugendlicher Elemente sind als die entsprechenden männlichen Durchschnittslöhne, und weil auch dort, wo Männer und Frauen in derselben Branche und in demselben Arbeitszweig arbeiten, sie meist doch vollständig spezialisierte und getrennte Arbeiten machen, die sich schwer so genau vergleichen lassen, daß man sie abwerten und sagen kann, wieviel der eine höher und der andere niedriger verdient. Eine Schwierigkeit der Berechnung liegt auch darin, daß von vornherein weniger Mittel für weibliche Ausbildung angelegt sind, was sich irgendwie in der Lohnhöhe wieder zeigt, ohne statistisch erfaßt werden zu können. Sicher ist, daß in den Fällen, wo Frauen bis in ihr mittleres Lebensalter hinein sich in der Industrie bethätigen, sie als einzelne sehr oft Löhne verdienen, die durchaus mit den männlichen Löhnen parallel gehen. So schwer es aber auch sein mag, statistisch den Unterschied der Lohnhöhe zwischen Mann und Frau zu ergreifen, so weiß doch jeder aus der Erfahrung des Lebens, daß die Differenz vorhanden ist und daß manche unserer niedrigsten Industriebranchen überhaupt bloß auf der Bedürfnislosigkeit und Hülflosigkeit der Frau aufgebaut sind. Wenn ich mich an Frauen, erwachsene Frauen erinnere, die die ganze Woche genäht und dafür drei Mark bekommen haben und die doch gelebt haben, so sage ich: der Mann, dem das zugemutet würde, walzte längst auf der Straße. Die Frau kann das schwieriger, und so hält sie bis auf den äußersten und untersten Punkt aus und ermöglicht dadurch Erwerbszweige, die nur dadurch zu stande kommen, daß man dasjenige, was an Arbeitskraft in den Betrieb gesteckt wird, einfach an Lohn nicht wieder zurückgiebt, sondern mit dauernder Unterernährung ein langsames Hinsiechen schafft.

Angesichts dieser Dinge, wie sie z. B. in Untersuchungen von Fräulein Dyrenfurth und anderen genauer niedergelegt sind, kann man

eine doppelte Betrachtungsweise anwenden. Man kann einmal sagen: es ist himmelschreiend, daß Arbeitskräfte so ausgenutzt werden, und auf der anderen Seite kann man sagen: hätten wir diese niedrigsten Formen von Industrie nicht, dann würde eine größere Zahl von Frauen bei unseren jetzigen Verhältnissen überhaupt existenzlos sein. Beide Sätze sind richtig, der verurteilende ebenso gut wie der wirtschaftlich konstatierende Satz. Die Pforte, durch welche die Frau in ein größeres Selbstbestimmungsrecht und in den gesamten Wirtschaftsprozeß eindringt, ist ungeheuer eng. Durch diese enge Pforte des geringen Lohns drängt die Frau sich durch, um auf dem Gebiet der erwerbenden Arbeit überhaupt Terrain zu gewinnen. Natürlich hat sie recht, wenn sie sich die Pforte weiter zu machen sucht, aber auch darin hat sie Recht, daß sie die Pforte benutzt, um überhaupt in die Arbeit hineinzukommen.

Und nun in Bezug auf die Fähigkeit in der Arbeit kann man die Frage, worin die Leistungskräfte der beiden Geschlechter sich unterscheiden, schwer in eine klare Formel bringen, da die höchst verschiedenen Individualitäten auf beiden Seiten mitspielen. Alle Männer sind unter sich verschieden und alle Frauen sind unter sich verschieden in ihrem Wesen und in ihrer Arbeit im ganzen. Trotzdem kann man beobachten, daß für gewisse Thätigkeiten die Frau von vornherein bevorzugt wird, was ohne Zweifel mit mitgebrachten Eigenschaften zusammenhängt. Telephon, Schreibmaschine, Nähmaschine, Klöppelei, Kurbelnäherei, Wäschefabrikation, Krankenpflege, Lehrer sind Berufe, für welche die Frau in immer steigender Zahl, zum Teil ausschließlich herangezogen wird. Man kann sagen, das geschehe deshalb, weil diese Berufe an das angrenzen, was die Frau als Mutter und Mittelpunkt der Familie im Hause schon immer gethan hat, aber dieser Erklarungsversuch reicht nicht aus, denn eine ganze Reihe von Thätigkeiten, welche die Frau häuslich besorgt hat, ist später trotzdem durchaus männlich geworden; z. B. das Spinnen ist zu einem großen Teil bei seinem Übergang in den Industrialismus eine männliche Thätigkeit geworden. Daraus, daß die Frau etwas früher einmal im Hause gemacht hat, läßt sich noch keine Schlußfolgerung darauf ziehen, wer dasselbe heute in dem veränderten Betrieb macht, sondern es ist meistens eine Frage der Finger, was Frauenarbeit wird und was nicht. Es giebt offenbar eine ganze Reihe maschineller und anderer Thätigkeiten, für welche die Frau körperlich und geistig eine bestimmte vorteilhafte Anlage mitbringt. Sehen Sie sich die Einteilung eines großen komplizierten Betriebes an! Ich erinnere mich zufällig an die Herstellung der Uhrketten und der Spieluhren; da ist ganz genau getrennt, was die Männer machen und

was die Frauen machen, und zwar das, was trennt, ist eigentlich der Daumen und der Zeigefinger in seiner Größe hier und seiner Kleinheit dort. Anderswo sind es andere physische Unterschiede, die da trennen; und im allgemeinen sagt man, daß für gleichmäßige, gleichbleibende, Geduld fordernde Arbeit die Frau vorzuziehen sei. Auch das ist einer der Punkte, wo man denken mag, es handle sich nur um eine Folge des vorhin beschriebenen abhängigen Zustandes. Aber unter allen Umständen ist jetzt die mühsam erworbene Geduld ein Stück Waffe im Kampf ums Dasein.

Was ist nun das bisherige Gesamtergebnis dieses Kampfes? Die Berufszählung vom Jahre 1895 — spätere Ziffern haben wir ja nicht — giebt an, daß wir in Deutschland 6380000 selbsterwerbende Frauen gegen 22 914 000 selbsterwerbende Männer haben. Auf 3 erwerbende Männer kommt also fast eine erwerbende Frau; mit anderen Worten bis zum Jahre 1895 ist es der Frau bereits geglückt, ein kleines Viertel der erwerbenden Stellen unserer Volkswirtschaft in ihre Hände zu bringen, ein Resultat, das man nur ungeheuer groß nennen kann, wenn man sich die Schwierigkeiten vergegenwärtigt, die dazu gehörten, um so weit zu kommen. Etwas verkleinert wird ja der Eindruck dieser Ziffern dadurch, daß wir uns sagen lassen, daß 2 753 000 davon landwirtschaftlich beschäftigte weibliche Kräfte sind. Hier kommt in Betracht, was ich vorhin ausführte, daß innerhalb der Landwirtschaft die Frau stets und zu allen Zeiten in höherem Grade ein erwerbendes Glied gewesen ist als im Städte- und Gewerbewesen. Der höchste Bestandteil gewerblicher Frauenarbeit befindet sich in der Bekleidung und Reinigung mit 713 000, dann in der Textilindustrie mit 428 000, dann im Handel mit etwa 300 000, dann in Gastwirtschaft, Verkehr, Beherbergung mit 261 000 weiblichen Kräften. Das sind die eigentlichen großen Posten der Frauenarbeit, und diese Ziffern sind seit dem Jahre 1895 ohne Zweifel um ein ganz bedeutendes vorgerückt; man kann das daraus schließen, daß die Berichte der Fabrikinspektoren über die ihnen unterstellten weiblichen industriellen Arbeiter zwischen dem Jahre 1897 und 1899 einen Fortschritt von 452 000 auf 501 000 verzeichnen. Bis jetzt schiebt jedes weitere Jahr den Rayon, den die Frauen sich in der Arbeit erobert haben, um ein Stück weiter vorwärts. Die Ziffern von beiden Geschlechtern wachsen, aber prozentual gewinnt in dem beiderseitigen Wachstum innerhalb des Arbeitsprozesses die Frau immer mehr an Raum.

An Raum! Aber was gewinnt sie sonst innerhalb des Arbeitsprozesses? Und damit muß ich beginnen, auch die andere und etwas schwierigere und dunklere Seite der Sache auszuführen. Wie weit ist

die Frau bereits in leitender Stellung am Arbeitsprozeß beteiligt? Wir suchen die Frau als Unternehmerin und Geschäftsleiterin, und sind zunächst erstaunt, verhältnismäßig sehr günstige Ziffern zu finden, denn in Industrie, Gewerbe, Handwerk u. s. w. verhält sich im ganzen die Zahl der weiblichen Unternehmer zur Zahl der männlichen Unternehmer wie 1 : 5, in Handel, in Verkehr und Gastwirtschaft wie 1 : 4, in Landwirtschaft wie 1 : 7, und wenn nur diese Ziffern zu entscheiden hätten, dann würden wir sagen können: seht, beinahe $^1/_3$ der ganzen deutschen Betriebe wird von Frauen geleitet! Man muß sich aber die Betriebe auch nach ihren Größengraden ansehen, und dann wird das Bild des weiblichen Unternehmertums doch recht anders. Gehen Sie die Straßen durch und sehen Sie die Firmen mit Frauennamen und die Firmen mit Männernamen, dann werden Sie sofort wissen, daß es zum großen Teil der kleine Kram, das kleine Geschäft, die kleine Arbeitsstätte ist, die den weiblichen Namen über sich hat; und gehen Sie andererseits irgend ein großes Firmenregister durch, so werden Sie bei den maßgebenden Firmen einen weiblichen Namen überhaupt nicht finden. Ich weiß nicht, ob beispielsweise unter den Mitgliedern des Handelsvertragsvereins sehr viele weibliche Firmen eingetragen sein werden. Ich bezweifle das. In der ganzen wirklichen Leitung der Industrie spielt die Frau heute noch so gut wie keine eigene Rolle.

Das zeigt sich auch auf der nächsten Stufe, im Gebiet der mittleren und höheren Beamten und Angestellten; denn da, wo nun die kleinen Unternehmen nicht mehr in Betracht kommen, steht es so, daß in Industrie und Gewerbe sich die Zahl der weiblichen höheren Angestellten zur Zahl der männlichen wie 1 : 28, in Handel, in Verkehr und Gastwirtschaft wie 1 : 22 und nur in der Landwirtschaft noch wie 1 : 5 verhält; in der Landwirtschaft sind es die Mamsells und Haushälterinnen, die diesen Posten so weit füllen und zwar im allgemeinen auch mit Energie und Charakter so weit ausfüllen, daß dieses Fünftel einen wirklichen Beitrag im Leitungsprozeß der Arbeit bedeutet. Die Mehrzahl der weiblichen Arbeiter befindet sich noch durchaus auf der dritten volkswirtschaftlichen Stufe, auf der Stufe der ausführenden Arbeiten und nur eine geringe Zahl von Frauen ist in leitende Stellen eingerückt.

Woran liegt das? Einmal daran, daß ein großer Teil gerade in dem Moment aus dem Arbeitsberuf fortgeht, wo er in dem Arbeitsberuf etwas Höheres erreichen könnte. Daß die Frauen hinweggehen, um dann in der Familie ihren Lebensberuf weiter zu finden, und sich dem reinen Arbeitsprozeß entziehen, ist ein großes Opfer, das die Frauen als Mütter ihrem Frauengeschlecht in der Arbeitsstellung bringen.

Wenn die Frauen als Mütter sich dem Arbeitsprozeß entziehen, so thun sie damit dem Staat und Volk im ganzen mindestens denselben Dienst, den die Männer mit ihrem Militarismus thun müssen, und können von da aus moralisch dieselben allgemeinen Rechte auf den Staat geltend machen, indem sie sagen: wir thun für die Wehrkraft des Staates noch gerade soviel wie die Männer! Und wenn die Frauen mit den Männern sich darüber streiten wollen, wer von ihnen beiden mehr für die Kinder leistet, so können die Männer sagen, daß sie quantitativ mehr leisten, indem sie das erwerben, wovon die Kinder leben, aber an wirklichem persönlichen Opfer ist das, was die Frauen bringen, unendlich viel mehr. Hier ist die Stelle, wo die Frau von ihrer Position im Arbeitsprozeß um der Kinder willen, um des Volkes willen, das noch kommt, sich selber etwas hinwegnimmt, das sie, rein als kämpfende Frau betrachtet, in den Händen behalten könnte; und hier ist auch der Punkt, der die Männer veranlassen muß, die Frauenfrage nicht nur vom Standpunkt des Kampfes aus anzusehen, sondern vom Standpunkt der Gerechtigkeit, indem sie zugeben, daß die Frau in ihrem Kampf selber ein größtes Stück der Möglichkeit weiteren Aufsteigens im Selbsterwerb aufgiebt, um der Familie und um des Volkes willen. Die Frau, die nichts besonderes gelernt hat, die nur am Fenster gesessen und gewartet hat, bis der Rechte komme, giebt nichts auf und hat vom Manne nichts zu verlangen, aber diejenigen, die etwas gelernt haben, können sagen: wir hätten uns erhalten können, aber wir sind aus dem Arbeitsgeschäft herausgegangen um der Kinder willen, weil es notwendig ist, daß das Volk wächst. Von diesem Gesichtspunkt aus müssen alle rechtlich denkenden Männer ihrerseits dafür Verständnis bekommen, daß wir den Kampf der Frau nicht nur als eine Klassensache der Frau betrachten, die uns nichts angeht. Aber eine gewaltige Schwierigkeit für die Frau ist es allerdings, daß ein großer Teil der Frauen der Arbeit dann Lebewohl sagt, wenn sie überhaupt erst Einfluß auf die Betriebe bekommen können.

Und die zweite Schwierigkeit ist die geringere körperliche Kraft der Frauen. Vorhin sagte ich, daß die größere Feinheit der Hände den Frauen eine ganze Reihe Arbeitszweige öffnet, jetzt muß ich hinzufügen, daß die geringere Stärke der einfachen Muskelkraft ihnen eine ganze Reihe Arbeitsgebiete verschließt, und zwar die Arbeitsgebiete, die für unser Volk in seiner bevorstehenden Zukunft geradezu die entscheidenden Arbeitsgebiete sein werden; denn wir leben in unserer Zukunft nicht von unserer Textilindustrie, so sehr wir auch diese pflegen müssen, sondern was über Leben und Vergehen des Deutschtums entscheidet, ist unser Sieg in der Eisenbranche; entweder können wir uns auf diesem Gebiet

durchdrücken oder nicht. Können wir mit unserem ganzen Kapital an Menschenmaterial und Intelligenz das Eisen für die übrige Menschheit kneten lernen und unsere Eisenindustrie verdoppeln und verdreifachen, dann wissen wir, was wir mit unserer kommenden Menschenmasse zu thun haben, dann haben wir eine nationale Zukunft. Aber gerade an diesem Zweige, von dem das Schicksal Deutschlands in der Zukunft in allererster Linie abhängt, sind die Frauen fast völlig unbeteiligt, und an diesem Zweige werden sie auch in Zukunft nicht sehr beteiligt werden. Je mehr die Eisenindustrie die beherrschende Form der deutschen Arbeit werden wird und werden muß, desto mehr bildet sich von ihr aus auch eine Art gemeinsamer Überzeugung, welche die Frau als nicht im Betriebe stehend ansieht. Vom Standpunkt der Frau aus sind Branchen, wie die vorhin genannte Textilbranche und alles, was dem ähnlich ist, weit mehr vorzuziehen, denn da kann sie Platz gewinnen; aber vom Standpunkt der allgemeinen Volkswirtschaft aus ist die Eisenbranche in weit höherem Grade vorzuziehen. Hier liegt eine peinliche Divergenz zwischen der volkswirtschaftlichen Gesamtrichtung und der Spezialrichtung der weiblichen Interessen, die durch weibliche Kleinarbeit in Metallarbeiten nicht beseitigt wird.

Es kommt ein weiteres hinzu. Ich fragte vorhin mit Ihnen, warum die Frauen nur zum geringen Teil in höhere Stellen aufsteigen. Wir gaben darauf die erste und zweite Antwort. Die dritte klingt etwas unhöflich, ist aber ebenso ehrlich und freundschaftlich gemeint wie alles andere. Es fehlt der Frau an Direktionsfähigkeit, das soll nicht heißen, an Verstand, denn der ist gerade so gut bei ihnen wie bei den Männern, sondern es soll heißen, daß es bis jetzt auch auf den Gebieten, wo die Frauen sich frei ausleben konnten, immer nur wenige Frauen gewesen sind, die bis zum dirigieren und disponieren über komplizierte größere Körper gewachsen sind. Natürlich wissen wir recht gut, daß es eine Maria Theresia gegeben hat, auch russische Kaiserinnen von wirklicher Regentengabe, wir wissen, daß wir Schauspielerinnen haben, die ihre ganzen eigenen Theater nicht nur dirigieren sondern über die Erdteile hin und her führen, wie Madame Réjane und Ristori Duse, wir wissen, daß die Oberinnen unserer Krankenhäuser regierende Stellen einnehmen und weite große Anstalten schließlich mit derselben Ruhe und Sicherheit zu dirigieren gewohnt sind, wie es nur irgend ein Mann thun kann, und doch beseitigt alles dies noch nicht die Thatsache, daß in dem breiten Gebiet geschäftlichen und kaufmännischen Lebens, wo kein Gesetz die Frau hindert, sich so wenig Frauentalent bis in die wirkliche Direktionssphäre hinaufgearbeitet hat.

Das ist eine Thatsache, mit der wir, wie es scheint, rechnen müssen. Ob sie physisch oder historisch zu erklären ist, ob daran die Männer oder die Frauen schuld sind, das ist ganz gleichgültig, wenn man einfach die Chancen abwägt, welche die Frau im modernen wirtschaftlichen Leben hat. Es ist eine Frau, Frau Lily Braun, die ihrerseits weiter ausführt, daß auf den Gebieten, wo die Frauen durch keine staatlichen oder sonstigen Rechte beengt waren, auf den Gebieten der freien Wissenschaft und der Künste, es doch wohl gewisse innere Grenzlinien inbezug auf schöpferische Thätigkeit giebt. Ich bin sehr zufrieden, daß nicht ich es bin, der dies sagt, sondern Frau Lily Braun. Wünschenswert vom Frauenstandpunkt ist es durchaus, daß es anders wäre, und ich buche diese Dinge nur pflichtgemäß unter den ungünstigsten Zeichen, die wir aus der bisherigen Entwicklung übernehmen. Nun wissen wir ja tröstlicherweise, die Frauenentwicklung ist noch jünger als die gewerbliche und intellektuelle Männerentwicklung und hat infolgedessen noch mehr Stoff und Zeit, sich auszuleben, vor sich, und wir wissen weiter, daß unsere jetzige Frauenvorbildung sehr vieles erschwert und auch manches ungünstige erklärt, was auf diesem Gebiet bis jetzt übrig bleibt. Soweit es sich um Volksschule und Volksschulerziehung handelt, ist allerdings kein großer Unterschied zwischen Knaben und Mädchen, aber was über der Volksschule aufgebaut ist, das ist auf der weiblichen Seite meist nicht mit Rücksicht auf ein straffes Berufsziel, sondern sehr vielfach nur mit dem allgemeinen Gedanken, daß die Mädchen von möglichst vielen Dingen möglichst viel einmal gehört haben sollen, eingerichtet. Aber die Erziehung auf ein bestimmtes Ziel hin hat sehr starke Vorzüge, und wenn deshalb unsere Frauenbewegung darauf besonders den Finger legt, die Erziehung der Mädchen viel bestimmter fachgemäß zu machen, so ist das ohne Zweifel eines der Mittel, womit jetzige Schwierigkeiten der Frauenbewegung überwunden werden können.

Was soll, um mit dieser Frage zu schließen, bei solcher Gesamtlage eine Frauenbewegung thun? Sie ist ungefähr in der Lage, in welcher der bürgerliche Liberalismus der Männer in den Jahren 1830—40 war, nämlich in der Lage, daß sie gegen Zünfte und Despoten vorzugehen hat und daß sie bei diesem Vorgehen gegen Zünfte und Despoten zunächst die Politik negativer Ziele haben muß, nämlich die Politik der Beseitigung all der hemmenden engen Schranken, infolge deren die Frau bis jetzt in der Konkurrenz nicht frei ist. Solange die Frau diese Politik der Beseitigung der Schranken haben muß, wird es verhältnismäßig leicht sein innerhalb des Gesamtgebiets der Frauen eine gewisse Übereinstimmung herbeizuführen, aber von da an, wo die Schranken ge-

fallen sind, wird es äußerst schwierig sein, einheitliche Ziele für eine Frauenbewegung überhaupt noch zu besitzen, denn von da an teilen sich die Frauen nach Arbeitszweigen und Klassen, denen sie zugehören, ebenso wie die Männer. Schon jetzt zeigt es sich, daß es sehr große Schwierigkeiten hat, bürgerliche und proletarische Frauen in eine Einheit zusammenzubringen. Aber die noch größere Schwierigkeit ist die große Indifferenz der größten Zahl der Frauen. Diese Schwierigkeit ist weit größer als die Last, die in der verschiedenen Gruppierung und dem mangelnden Einverständnis über Programmpunkte u. s. w. liegt, und hier wird die Aufklärung nur ganz schrittweise aus der Not heraus geboren werden. Je mehr derer sind, die in die Arbeit hinein müssen, je mehr derer sind, die den Kampf des Lebens selbst kämpfen müssen, desto mehr werden als feste Truppe in der Frauenorganisation und Frauenbewegung sich in Reih' und Glied stellen.

Erst wenn diese allgemeine, noch weit verbreitete Gleichgültigkeit überwunden ist, kann man Fragen, die heute schon bisweilen in den Vordergrund gerückt werden, als aktuelle Fragen ansehen, nämlich die Fragen der Beteiligung der Frauen am direkten politischen Leben. Denken Sie, wie kurze Zeit die Männer überhaupt erst eine politische Bethätigung haben! Es ist in Preußen erst seit dem Jahre 1848; und diejenigen, die kein Geld vorzeigen können, haben überhaupt erst seit dem Jahre 1867 eine politische Bethätigung und erreichen mit ihrer politischen Bethätigung sehr oft noch nicht einmal, daß sie den Bürgermeister bekommen, den sie gern haben wollen (Heiterkeit). Wenn man denkt, wie jung und wie unentwickelt noch die Politik der Männer als Gesamtheit ist und wie wenig die Männer noch im stande gewesen sind, mit ihrem allgemeinen Wahlrecht einen allgemeinen und einheitlichen Willen des Volkes herauszubilden, so wird man sich sagen, die Geschichte der politischen Bethätigung der Frau muß noch ein Stück hinter dieser Jugendgeschichte der politischen Thätigkeit der Männer einhergehen. Nicht als sei es unrecht, Frauenwahlrecht zu wollen! Gewiß, man kann das Größte wollen, man soll sich aber zugleich den Blick dafür nicht trüben lassen, daß in der Geschichte ein Schritt nach dem andern kommt und daß zuerst eine weitere wirtschaftliche Selbständigkeitsentwicklung der Frau das ist, was im gegenwärtigen Zeitpunkt das Notwendige ist, und daß von da aus die Frau als solche hoch interessiert ist an alle dem, was überhaupt Sozialreform bedeutet. Was das ist, was wir darin thun sollen, davon spreche ich am Donnerstag, an dem letzten dieser Abende. (Lebhafter Beifall.)

Sozialismus und Sozialreform.

Geehrte Versammlung!

Das Wort „sozial“ ist im Laufe des letzten Menschenalters immer mehr in allgemeine Aufnahme gekommen. Es giebt wenig Leute, die das Wort ganz von sich ablehnen; selbst der verstorbene Freiherr von Stumm legte gelegentlich Gewicht darauf, daß er sozial sei. Das Wort wurde zur Charakteristik der Epoche, ähnlich wie zwei oder drei Menschenalter vorher das Wort „liberal“. Was damals vor der Mitte des vergangenen Jahrhunderts irgendwie Anspruch darauf machte, der Zukunft entgegenzugehen, etwas fortschrittliches zu bieten, in irgend einer Richtung neuen Charakter darzustellen was irgendwie der Zeit entsprach, das legte alles Gewicht darauf, die eine kleine Marke irgendwo am Fabrikat anzubringen: „liberal“. Erst nachdem das Wort „liberal“ nicht mehr die Bedeutung einer die ganze Zeit bezeichnenden Marke behalten hat, trat „sozial“ an seine Stelle, und es ist sehr schwer, die Fülle der Erscheinungen zu bezeichnen, die irgendwie unter das Wort „sozial“ gehören. Die große Gruppe der Sozialdemokratie marschiert in der Mitte als bei weitem überwältigendste Organisation auf dem sozialen Gebiet; neben den Sozialdemokraten giebt es Sozialaristokraten, wenn es auch nur wenige sind, wie Professor Büchner in Darmstadt u. a.; es giebt Sozialliberale wie etwa bei uns Dr. Oppenheimer; Sozialanarchisten wie Herr Landauer u. s. w.; es giebt Deutschsoziale, darunter zwar etliche, denen das Wort „sozial“ nicht mehr recht paßt, aber doch auch andere wie die Herren vom Deutschnationalen Handlungsgehülfenverband, die eben unter dieser Firma sozial zu sein sich bestreben; Christlichsoziale auf evangelischem Boden wie Stöcker, aber ebenso gut Christlichsoziale auf katholischem Boden wie Hitze; es giebt uns Nationalsoziale; dann auf den Univer

sitäten die Kathedersozialisten; um die Universitäten herum ethische Sozialisten, deren bester der verstorbene Herr von Egidy gewesen ist; soziale Unternehmer wie Freese und Abbé; und eine Masse kleiner Unternehmungen, Werke, Personen da und dort, die alle sozial sein wollen. Jemand, der Gewicht darauf legt, unsozial zu sein, ist äußerst selten. Er ist vielleicht unter denjenigen Philosophen zu finden, die besonders bestrebt sind, den unverfälschten Nietzsche rein in die Zukunft zu tragen. Aber wer mit öffentlichen Dingen zu thun hat, und wäre es Herr von Zedlitz-Neukirch oder Herr von Kardorff, etwas sozial möchte jeder sein.

In dieser Thatsache der Verbreitung des Wortes liegt zweierlei zugleich verschlossen: daß es eine große Gesamterscheinung sein muß, um die es sich bei diesem Wort handelt, und daß es ungeheuer schwer sein muß, den Begriff wirklich reinlich zu fassen, denn ein Begriff, der in so vielen Formen und Gestalten sich uns entgegendrängt und aus so vielen Ecken heraus verschieden uns zuquillt, ist als theoretischer Begriff kaum greifbar und aus der Praxis heraus auch nicht leicht zu formulieren. Versuchen wir es, dem Begriff „sozial" und „Sozialismus" auf dem theoretischen und auf dem praktischen Wege etwas nachzugehen!

Die wichtigste theoretische Formulierung für das, was sozial ist, ist die von der Sozialdemokratie vertretene, denn während die Mehrzahl der andern Gruppen, die ich vorhin aufgeführt habe, kein besonderes Gewicht darauf legt, ein System, eine Theorie, eine Art Dogmatik in den Mittelpunkt ihrer Gedanken zu stellen, hat, wie man weiß, die Sozialdemokratie von ihren Anfängen her, vom Kommunistischen Manifest und von Marx und Engels her einen starken theoretischen Zug in sich. Die alte Formulierung der Sozialdemokraten war: Sozialismus ist gleich Kommunismus. Indem man dies ausspricht, scheint es, als ob man nur ein Wort anstelle eines andern Wortes gesetzt hat. Aber indem die älteren Sozialdemokraten Sozialismus gleich Kommunismus setzten, hatten sie das sichere Sprachgefühl, daß man das Wort „Kommunismus" nicht so sehr verbreitern und verallgemeinern könnte, daß vielmehr in diesem Wort „Kommunismus" etwas fixiert liegt, was nur diejenigen sich aneignen können, die in ihren Gedanken auf jene bestimmte zukünftige Gesellschaftsform ausgehen, welche die Sozialdemokraten zu erreichen suchen. Es handelt sich um die Gesellschaftsform, in der die wirtschaftlichen Privilegien zu Ende sind; und da der eigentliche Kern der wirtschaftlichen Privilegien in dem Doppelgedanken „Unternehmer und Privatkapital" liegt, so ist die Idee dieses sozialistischen Kommunismus diejenige Gesellschaft, aus welcher der Privatunternehmer und das Privatkapital ausgeschaltet sind. Das bedarf nicht übermäßig langer

Ausführungen, denn welchen Menschen gäbe es in Deutschland, der nicht nun allmählich vom ersten Teil des Erfurter Programms der Sozialdemokraten eine Vorstellung gewonnen hätte!

Dieser Gedankengang von der zukünftigen kommunistischen Gesellschaft ist seiner Natur nach ein rein schematischer Gedankengang und beruht wesentlich auf negativen Sätzen, nämlich auf den Sätzen, was dann aus der heutigen Gesellschaftsform nicht mehr vorhanden sein würde. Die positiven Sätze dieses Ideals sind nur auf dichterischem Wege zu gewinnen. Den Versuch, positive Sätze in das kommunistische Ideal hineinzusetzen, kann man auf dem Wege einer Art methodisch-spekulativer Dichtung machen, also auf dem Wege, den Marx selbst im wesentlichen gegangen ist, indem man aus verschiedenen Ansätzen und Tendenzen der heutigen Gesellschaft und ihres Wirtschaftslebens sich lange Linien weiterzieht in die Unendlichkeit hinein und diesen Linien nachzublicken sucht, bis sie sich irgendwo im Unendlichen schneiden und dort, wo sie zusammentreffen, irgend eine neue Gestaltung hervorbringen, die wir zwar nicht mathematisch genau bemessen können, von der wir aber die Linien entlang blickend eine Art formale Ahnung bekommen. Oder man kann versuchen, dieses Zukunftsideal sich konkret dichterisch zu beleben, was verschiedene Utopisten und mit besonderer Wärme Bebel früher gethan haben. Gerade diese Form der dichterischen Anfüllung des an sich schematischen Zukunftsbegriffs ist von großer psychologischer Durchschlagskraft gewesen, eben deshalb weil diesem erträumten Gedanken der andern Gesellschaft, gefüllt mit so vielen Spekulationen, im Grunde kein Widerstand gegenüberzusetzen war; denn wie will jemand, wenn man einmal in eine ferne Zukunft hinein malt, sagen: das aber kann nicht sein oder jenes kann nicht sein? Man gewann auf diese Weise eine Art Gedankenfülle, die sehr wohl im stande war, eine starke weckende Gewalt zu haben, und die hat sie gehabt. Das ist ihre geschichtliche Bedeutung, und niemand von uns wird daran denken, die geschichtliche Bedeutung, die agitatorische und die psychologische Bedeutung dieses Ideenzusammenhangs verkürzen oder verkleinern zu wollen.

Inzwischen ist aber die Denkarbeit mehr den Zwischenstufen nachgegangen, die zwischen heute und jenem gedachten Ideal vorhanden sind, und je mehr man über die Zwischenstufen nachdachte, desto weiter rückte das Ideal in die Ferne hinaus; und es rückt so fern, so weit, daß es für uns heute praktisch von minimaler Bedeutung ist. Wir sehen den Prozeß, von dem Marx redet, daß das Kapital sich in größeren Komplexen konzentriert und daß eine Übermacht großindustrialistischer, kapitalistischer Formen entsteht, thatsächlich vor unsere Augen kommen.

Und wer an den vergangenen Abenden mit mir zusammen hinausgedacht hat in die Zukunft von 1925, in die Zeit der 80 Millionen Einwohner, in die Zeit der vorherrschenden Großeisenindustrie, wer die Gedankenreihe von der Krisis, die daher kommt, daß wir noch nicht genug durchkapitalisiert sind, mitgegangen ist, der weiß recht gut, daß die Anschauung, wir werden noch viel mehr großindustriellen und überhaupt großkonzentrierten Kapitalismus haben, auch mir durchaus nicht fremd ist. Aber der Fortschritt dieses Prozesses der Durchkapitalisierung unsers ganzen Wirtschaftslebens geht weit langsamer, als die ersten Theoretiker des Sozialismus sich gedacht haben. Weder in Bezug auf den Betrieb noch in Bezug auf die Finanzgrundlage ist die Konzentration irgendwie so weit fortgeschritten, daß jener Gedanke, als ob bereits die Volkswirtschaft in wenigen Händen zusammen konzentriert wäre, irgend einen praktischen Zweck für die Gegenwart hätte. Gewiß ist, daß in der nächsten Periode Leute von der Sorte Krupp und Siemens und Ballin in noch weit höherem Maße unsere Volkswirtschaft bestimmen werden, als es heute der Fall ist; sicher ist, daß unsere großen Banken und die Riesenlager unserer Eisenunternehmungen unschwer noch größere Wirtschaftskörper an gewissen Stellen zusammenhäufen. Aber was der Großbetrieb im großen und ganzen fertig bringt, ist doch nur, daß er von der zuwachsenden Bevölkerung sich mehrt und nährt; was er im großen und ganzen nicht fertig bringt, ist, daß er den einmal überkommenen Bestand alter kleiner, mittlerer, halber Betriebe, diesen ganz wunderbar verflochtenen Bestand von mittleren und kleinen Kräften, der das Volkswirtschaftswesen sonst ausmachte, irgendwie in seinen Großbetrieb wirtschaftlich auffaugt. Natürlich auf der einen Seite drückt er auf den alten Bestand, ruiniert ihn, schafft Arbeitszweige weg, auf der andern Seite aber bauen sich direkt um die modernste Form auch wieder kleine und mittlere Betriebe auf, und wir können wohl sagen: unsere Volkswirtschaft wird immer großindustrieller, immer großkapitalistischer, aber so weit, daß die Gesellschaft nur einen kurzen Griff zu thun brauchte, um sich dieses Betriebs und dieses Kapitalismus zu versichern, werden auch unsere Kinder in der Entwicklung nicht sein. Sicher ist die Zeit, mit der wir, die heutigen, zu rechnen haben, nicht die Zeit, wo der Kapitalismus bereits in Sozialismus umschlagen wird.

Auf der anderen Seite kann die kämpfende Lohnarbeiterschaft, die sich vermehrende proletarische Masse, die ihrer Zukunftsbedeutung sich immer bewußter wird und die das Wort „Sozialismus“ als ihre lebendige und flammende Parole angenommen hat, heute nicht ernsthaft daran denken, die Führung des Wirtschaftslebens im ganzen in die Hand zu

nehmen. Wo sind die Organisationen dazu? Wir mögen Gewerkschaften und Genossenschaften noch so hoch schätzen, wir mögen von der Verdoppelung und Vervierfachung dieser Organisationen alles glauben, was überhaupt zu glauben möglich ist, so sind doch auch damit die Kräfte noch nicht gewachsen, welche die alte Gesellschaft volkswirtschaftlich aus den Angeln heben, den ganzen Prozeß der Gütererzeugung und Güterverteilung in die Hand nehmen und eine Art sozialistischen Betriebes auch nur in unserm Volke einrichten könnten. Wir sehen nicht, wo Kräfte für den Gesellschaftsbetrieb sind, wir ahnen, daß aus diesen Organisationen, die ich genannt habe, immer größere wirtschaftliche Faktoren werden, wir wünschen, daß sie es werden, aber wenn wir uns ruhig fragen, ob die Stunde schon da ist, um die aufsteigende kapitalistische Entwickelung abzulösen, so werden wir sagen müssen: nein! Und sobald man dies feststellt, sobald man sagt, die sozialistische Gesellschaftsordnung in dem vorhin beschriebenen Sinne ist eine ferne Angelegenheit, so verliert der kommunistische Gedanke an unmittelbar werbender Kraft und wird eine Art Philosophie, eine Projektion ins weite hinaus, und die Frage des Sozialismus stellt sich nun so: es hat keinen Zweck, das kommunistische Ideal zu bekämpfen, denn etwas, was in ferner Zukunft liegt, zu bekämpfen, ist praktisch absolut zwecklos; aber es hat auch ebenso wenig Zweck, sich an dieses Ideal zu klammern wie an etwas, was unserer heutigen Arbeit maßgebende Tendenz bieten könnte.

Sind wir der Überzeugung, daß der Industrialismus und Kapitalismus noch im Aufsteigen ist, daß er die nächste und vielleicht auch die übernächste Periode noch beherrschen wird, dann ist die Frage der Sozialisten nicht die: wie wird es einmal aussehen, wenn wir den Charakter der Periode beherrschen? sondern: welches sind unsere Möglichkeiten und Aufgaben in dieser Periode, die sich noch kapitalistisch aufwärts entwickelt? Und da ergiebt sich das Doppelverhältnis, daß der Sozialismus dem Kapitalismus Fortschritte wünschen muß und ihm doch beständig in den Arm fallen muß, dieses Doppelverhältnis, welches viel komplizierter ist als die einfache Idee von der alten vergehenden und der neuen kommenden Gesellschaft. Der Sozialismus muß auf der einen Seite sagen: wir brauchen es, daß die Kapitalmacht wächst, denn wir brauchen Modernisierung des ganzen Betriebes, Vermehrung der Betriebsmöglichkeit, Vermehrung der Güter; wir brauchen es, daß die Leitung der Technik so exakt ist und so hoch steht, wie sie nur irgend sein kann, und wir müssen wünschen, daß in dieser Hinsicht unsere jetzige geschäftsführende Schicht noch viel mehr leistet, soviel als überhaupt denkbar ist. Der Sozialismus muß zur jetzigen kapitalistischen Gesellschaft sprechen:

ihr müßt technisch noch viel durchgearbeiteter, kapitalistisch noch viel durchorganisierter werden! und in dieser Richtung muß er dem aufsteigenden Kapitalismus helfen gegenüber der schweren rückwärts ziehenden Bewegung, muß ihm helfen in Bezug auf Verkehrspolitik — der Mittellandkanal ist nur ein Beispiel auf diesem Gebiet und das ganze Eisenbahnwesen steckt voll von derartigen Dingen — und muß ihm helfen in Bezug auf Handelspolitik — die Tage wo die Zollverhandlungen anfingen, haben uns das wieder aufs deutlichste gelehrt —; ja selbst in einem Punkt, der für diejenigen, die selber kein Kapital haben, ungeheuer schwer ist, hat der Sozialismus die Rolle begriffen, daß er den Kapitalismus fördern muß, nämlich in Bezug auf die Gesetzgebung über die Börse.

Indem er dies alles thut, muß er doch zugleich auf der andern Seite sagen: alles das, was neu gewonnen wird durch die größere Technik, durch größeren Verkehr, durch die Freiheit des Handels, durch größere Beweglichkeit der Börse, kurz durch die ganze neue Volkswirtschaft, ist ein Erbe, auf das wir unsere Hand mit legen wollen, wovon wir unser Anteil haben wollen. Und während er gemeinsam mit dem Kapitalismus vorwärts rennt, muß er ihm doch immer wieder ein Stück des Ertrages aus den Händen zu ziehen suchen und rennend sprechen: gewiß, wir gewinnen zusammen, aber wir — denn in diesem Falle ist der Sozialismus die Gegenstellung gegen die, welche die Leitung im kapitalistischen Prozeß haben — kämpfen um Lohn, um Arbeitszeit, kurz um den Anteil an alledem, was das moderne Leben uns in Volk und Land hineinwirft! Mit andern Worten, das Systembildende der kommenden Periode ist nicht der Sozialismus, sondern der industrielle Kapitalismus, aber der Sozialismus wächst mit diesem als seine notwendige Begleiterscheinung, wächst mit ihm als sein Gegenbild, wächst mit ihm als Bruder und Feind zugleich in die nächste kapitalistische Epoche hinein.

Von dieser Auffassungsweise aus werden wir verstehen, was es für einen Sinn hat, wenn der Sozialismus sich international nennt. Der Gedanke vom internationalen Sozialismus geht wieder auf jene Zukunft hinaus, wo der Sozialismus der Typus der Periode sein wird, und zwar rechnet er mit einer Zukunft, wo die Großbetriebe, der Kapitalismus, die modernen ökonomischen Faktoren, die ganze Menschheit umsponnen haben, kurz mit einer Periode, wo die ganze Erdkugel den Prozeß durchgemacht hat, den jetzt Deutschland zur Hälfte durchgemacht hat, der noch in England nicht fertig ist, den Prozeß der Durchkapitalisierung: bis in die Pforten des Sozialismus hinein. Ob das kommt — wer von uns wird es sehen, wird es wissen? Aber es ist noch so weit,

bis über die ganze Erde hin eine Art gemeinsame große Gesellschaft auch nur als möglich erscheint, bis sozusagen die ganze Menschheit mit einander ein großer Wertheim geworden ist (Heiterkeit), ein Riesengeschäft, wo alles hinfließt und ausfließen muß, alles in einander greift — sollte einmal die Menschheit bis dahin gekommen sein, dann würde natürlich Internationalismus die ganz selbstverständliche Parole eines solchen Zeitalters sein, so selbstverständlich, daß man dann das Wort vor lauter Selbstverständlichkeit fast aus dem Munde verlieren würde.

Aber auch das ist etwas, was selbst mit dem Fernrohr nur als Nebelfleck entdeckt werden kann. In der Gegenwart haben wir es mit ganz andern sichtbaren Dingen zu thun, haben damit zu thun, daß die moderne kapitalistische industrielle Entwicklung nur an gewissen Stellen der Erdoberfläche überhaupt erst seßhaft geworden ist und von diesen Stellen aus ihre Drähte und Schienen über die andern Erdteile hin legt, aber, menschlich gesprochen, Jahrhunderte braucht, ehe die andern auch nur so weit erzogen sind, wie unsere Kulturecke von Westeuropa jetzt ist. Selbst in den Ländern, an die der Sozialismus zu allererst dachte, England, Frankreich, Belgien, Deutschland, Österreich, Italien, ist die moderne kapitalistische Entwicklung durchaus verschieden in dem Stadium, in dem sie sich eben befindet. Ich muß einen Gedanken kurz wiederholen, den ich ausführlicher im vorigen Winter einmal in Charlottenburg behandelte. Das einzige Land, das seinen Übergang zum modernen Kapitalismus wirklich vollzogen hat, ist England. Selbst von Belgien kann man es nicht sagen. In England ist der Übergang, wenn man überhaupt einen Termin nennen will, an dem Tage politisch vollzogen worden, wo England endgültig freihändlerisch wurde, das soll heißen, im Jahre 1846. Damals war die Bevölkerungszusammensetzung Englands eine solche, daß 25 pCt. der Bevölkerung noch zur Gruppe „Landwirtschaft und Verwandtes“ gehörten und 75 pCt. der Bevölkerung nicht mehr zur landwirtschaftlichen Gruppe zählten. In diesem Stadium, wo der landwirtschaftliche Teil der Bevölkerung ein Viertel betrug, konnte der Industricalismus politisch siegen. Inzwischen ist in England der Prozeß weitergegangen, heute beträgt dort der landwirtschaftliche Bestandteil nur noch knapp 15 pCt. Daß der Industrialismus in England die Führung hat und behalten wird, solange das Volk überhaupt Volkswirtschaft treiben kann, unterliegt keinem Zweifel mehr.

Wie steht es in andern Ländern? Ich gebe die letzten Berufszählungen von drei hauptsächlichen Ländern. In Frankreich beträgt der landwirtschaftliche Bestandteil 40 pCt., in Österreich 64 pCt., in Deutsch-

land 35 pCt. Keins dieser drei Länder ist in seiner Bevölkerungszusammensetzung dort angekommen, wo England 1846 gewesen ist. Eins dieser drei Länder wird, soweit man sehen kann, nie dorthin kommen, das ist Frankreich; denn um von 40 pCt. bis auf 25 pCt. landwirtschaftlichen Bestandes zu kommen, müßte Frankreich eine Bevölkerungsvermehrung haben, die imstande wäre, die Gesamtziffer um etwa 15 Millionen zu erhöhen. Dort, wo keine Bevölkerungsvermehrung ist, existieren die Vorbedingungen, aus denen der Sozialismus herauswächst, überhaupt nicht. In Deutschland steht es, wie wir wissen, durchaus anders, da gibt es jenes große Wachstum der Bevölkerung, von dem wir öfter geredet haben, und man kann sagen, daß im Jahre 1920 — etwas vor unserem Normaljahr 1925 — nach englischem Muster der Sieg des Industrialismus möglich ist. In Österreich wird, wenn man den Ziffern glauben darf und nicht gar so peinlich auf das einzelne Jahr Gewicht legt, vielleicht das Jahr 1980 sich geschichtlich melden dürfen. Woran mir liegt, ist nur, Ihnen zu zeigen, wie durchaus verschieden selbst in den europäischen Kulturländern die Vorbedingungen sind, unter denen sich eine sozialistische Neugestaltung etwa bilden kann. Nun aber weiter! In England existiert seit dem Jahre 1846 der Industrialismus, dort ist der gewerbliche Arbeiterstand unzweifelhaft die Majorität des Volkes und doch hat dieses halbe Jahrhundert industrieller Entwicklung nicht ausgereicht, um England dem Sozialismus im Sinne des Kommunismus wesentlich näher zu führen! Gewiß, der Arbeiterstand hat in England eine viel größere Bedeutung als in Deutschland, die beiden großen Parteien sind dort darauf angewiesen, sich seine Freundschaft zu erhalten, und wo der Arbeiterstand in England seine Freundschaft politisch nicht gewährt, verkümmert die betreffende Partei; im Grunde hängt der Wechsel zwischen Tories und Liberalen davon ab, wo die Menge der Lohnarbeiter gerade in dem betreffenden Zeitpunkt hinflutet. Dadurch ist natürlich auch erreicht, daß England über alle jene verrosteten Bestimmungen hinweg ist, die bei uns unliberaler Weise die Arbeiterbewegung immer noch in Zwang und Zaum und kleinlichen Zügeln halten wollen. Damit ist selbstverständlich gegeben, daß die ganze öffentliche Anschauung über soziale Fragen in England große Schritte weiter vorwärts gerückt ist, aber vom Standpunkt jenes fernen Zieles aus betrachtet haben auch die Engländer noch einen hinreichend langen Weg vor sich.

Man könnte sagen und wird sagen: ja, ist es nicht möglich, daß wir in Deutschland die Entwicklung anders durchmachen? Wo steht denn in den Sternen geschrieben, daß sie bei uns genau denselben

mühsamen und langsamen Gang gehen muß, den sie in England gegangen ist? Darauf antworte ich: diejenigen, welche glauben, in Deutschland werde es viel anders gehen, müßten uns erst aufzeigen, welche Faktoren in Deutschland so sehr viel anders und günstiger sind; denn zunächst muß man, rein naturwissenschaftlich betrachtet, sagen: wir kennen nur eine Entwicklung, die uns voraus ist, an der wir die Entwicklungsgesetze studieren. Worauf beruht die Hoffnung, daß es bei uns anders verlaufen würde? Was bringen wir anders mit als die Engländer? Wir bringen allerdings etliches andere mit, wir bringen mit, daß die Organisation unserer Arbeiter, vor allem ihre politische Organisation, weit geschlossener und disziplinierter ist, als sie in England noch heute ist und selbst zur Zeit des Chartismus gewesen ist. Deutschland mit seiner größeren Fähigkeit, Menschenmassen zu organisieren, die militärisch von der einen Seite und parteimäßig von der andern Seite geübt wird, mit seiner Fähigkeit, Cadres zu bilden und vorzuschieben, hat eine andere proletarische Organisation auf den Boden gestellt, als die individualistischen Engländer es bis jetzt konnten. Immerhin wird man sich berechnen müssen, wie weit die Kräfte solcher Organisation bis jetzt gediehen sind und ob der Umstand der größeren Organisationsfähigkeit so schwerwiegend ist, um ganze Geschichtsperioden zeitiger zu erreichen, als sie im Nachbarlande erreicht worden sind.

Und in einer zweiten Hinsicht sind wir noch etwas anderes als die Engländer. Die Deutschen, von vornherein ein Volk systematischer und pedantischer Schulung, haben für den Großbetrieb als solchen mehr Sinn als die Engländer, nicht für die Leistung im Geschäft im einzelnen, sondern speziell für die Form großer Betriebe. Sehr charakteristisch dafür ist ja der Umstand, daß wir die größeren Schiffahrtsgesellschaften haben, während die Engländer die sehr viel größere Schiffahrt besitzen. Der Individualismus liegt beim Engländer tiefer im Blut als beim Deutschen. Beim Deutschen ist die Möglichkeit, komplizirte Einrichtungen dem Volke nahe zu bringen, in allen seinen Teilen weit größer, und infolgedessen wollen wir getrost die Hoffnung haben, der Prozeß könnte bei uns etwas schneller und etwas günstiger verlaufen, als er im Nachbarlande verlaufen ist.

Aber keinesfalls macht die Entwicklung Sprünge und keinesfalls laufen alle unsere Nachbarländer gleichzeitig mit uns auf demselben Wege mit. Darin liegt die Begründung dessen, was wir, meine Freunde und ich, „Nationalsozialismus" nennen. Auch wir halten den Sozialismus, rein formell wissenschaftlich betrachtet, für eine Sache, die an kein Volk speziell gebunden ist, aber wir glauben, daß die soziale

Bewegung der einzelnen Länder in ihrem Werdegang durchaus von dem Werden dieser Völker als einzelner Körper abhängt, und glauben darum, daß das Schicksal des Sozialismus in Deutschland gerade vom Schicksal unserer deutschen Volkswirtschaft als solcher abhängt. Und darin wird uns nicht irre machen, wenn man uns sagt — was ja hundertmal gesagt wird —: der Kapitalismus als solcher ist international, der Sozialismus muß es in dem gleichen Maße sein. Wo kapitalistische Erscheinungen auftauchen, werden sie immer sozialistische Gegenerscheinungen hervorrufen; insofern wird, wo Kapitalismus verbreitet ist, auch Sozialismus naturnotwendig sich verbreiten. Aber daß eine internationale parallele Gesamtbewegung stattfindet, ist eine Sache, die keineswegs den besprochenen Sondergang nationaler Volkswirtschaften aufhebt.

Ein anderer sehr wichtiger Punkt ist der: das Kapital kann sehr leicht wandern und das Proletariat kann sehr schwer wandern. Das Kapital wandert nach Nordamerika oder nach Argentinien oder wohin sonst und der einzelne Kapitalist wandert schließlich mit seinem Kapital, wenn er irgend welchen Grund hat, anderswo zu sein; das Kapital ist verschiebbar über alle Erdteile hin, aber die proletorische Masse ist nicht verschiebbar über alle Erdteile hin, sondern die sitzt. Der Einzelne davon mag unter Mühen und Opfern sich mit den Seinigen nach Amerika oder Australien verschieben, die Menge als Menge hat ein Vaterland, und gerade weil sie mit ihrer ganzen Zukunft auf diesem Boden festsitzt, ist die Frage der Menge nicht die: wann entwickelt sich irgendwo auf dem Rund der Erdkugel die Morgenröte neuer wirtschaftlicher Organisation, sondern die Frage dieser Menge muß die sein: entwickelt sich hier an der Stelle, wo wir sitzen, jener Güterverkehr, jene Technik, jener moderne Industrialismus, auf den unsere Ideale sich aufbauen? Und gerade deshalb, weil die Masse anders konstruiert ist, als das bewegliche Kapital, weil sie an sich schwer ist, Masse ist, muß sie lokalisiert denken und nicht den Wirtschaftsprozeß als eine Allerweltstheorie über ihre Köpfe hinweg gehen lassen. Sie muß fragen: wie viele Güter kommen hierher an die Elbe und an den Rhein, wie viel Arbeit wird hier geschafft zwischen dem Erzgebirge und der Nordsee und Ostsee, wie viele Menschen können hier leben in diesem Lande, in das wir unsere Kinder zu Millionen hineinwerfen? Das ist die Frage des Proletariats an seine Zukunft, und darum muß es jenen Allerweltsgedanken von der Organisation der ganzen Menschheit in den Schrein der Silbersachen stellen und für den Hand- und Hausbedarf der Gegenwart sich die Frage vorlegen: wovon lebt diese unsere Volkswirtschaft? Und von da aus muß es seine Stellung zu der Bedeutung

des Staates für die Volkswirtschaft gewinnen. Ich kann heute Abend um des Themas und um des andern Stoffes willen nicht ausführlich gerade davon reden, wie Staat und Volkswirtschaft zusammenhängen, will aber nur den einen Satz mit aller Bestimmtheit sagen, daß jede militärische Niederlage zugleich eine volkswirtschaftliche Niederlage ist, daß jede militärische Niederlage — mag der Sozialismus in diesem Staat so oppositionell sein, wie er will — am meisten von denen getragen wird, die dieses Land nicht verlassen können, und daß jede militärische Niederlage sich einfach in einen Bruch von Hoffnungen sozialistischer Art umsetzt, daß infolgedessen eine soziale Bewegung, die die Quellen ihres Daseins kennt, alles aufbieten muß, um eine militärische Niederlage zu vermeiden. Selbst wenn sie ethisch den Militarismus mißbilligt, selbst wenn sie die Führer des Militärs für sehr unsympatisch hält, wird beides sie nicht abhalten können, sich wirtschaftlich praktisch die Frage vorzulegen: dürfen wir unsere ganze Existenz in Gefahr bringen, indem wir unsern industrialistisch gewordenen Volkskörper durch eine militärische Niederlage sich verbluten lassen? Denn für einen industrialistisch gewordenen Volkskörper bedeutet eine militärische Niederlage etwas ganz anders, als sie für den alten landwirtschaftlichen Volkskörper bedeutete. Für diesen bedeutete sie unter Umständen Ruinierung einer Saat in einem gewissen Gebiet und Auferlegung einer gewissen Steuerlast, aber für den industrialistischen Volkskörper bedeutet sie die Entziehung der Betriebsmittel. Das haben wir gesehen, als wir den Franzosen die fünf Milliarden abnahmen. Der nächste Sieg über ein industrialistisches Volk heißt die Ruinierung seines Kapitalmarktes. Um Markt wird in diesem privatkapitalistischen Zeitalter gefochten, und deshalb kann der Sozialismus nicht anders, als selbst mit vor die Bresche zu treten, und wenn er es heute nicht thut, so geschieht das nur in dem Sinn, daß er weiß, daß vorläufig noch die anderen es thun. Aber führend auf dem Gebiete der Geschichte ist er solange nicht.

Wer von Ihnen nun diesen Gedankengang mit mir gegangen ist, weiß, daß die rein theoretische Konstruktion des Sozialismus sich auflöst, je näher man diesen Dingen kommt, und wir versuchen deshalb die Frage nun noch von der andern Seite aus anzusehen: was ist denn praktisch der Sozialismus innerhalb unsers Volkes und unserer Volkswirtschaft, was giebt es da für soziale, sozialistische, sozialreformerische Erscheinungen, welche Strömungen und Ansätze sind vorhanden? um aus der Vielheit der Dinge heraus unsere Anschauung über das, was sozial und Sozialreform ist, zu vertiefen. Ich kann nicht von allen jenen Dingen reden, die hierher gehören, kann nicht versuchen, Ihnen — es

würde auch für die meisten von Ihnen überflüssig sein soziale Arbeit in ihren Einzelheiten zu beschreiben, sondern ich kann nur versuchen, die Menge der Erscheinungen unter gewisse Gruppen zu bringen, damit man eine Art Überblick gewinnt, was denn heute in der Praxis soziale Bewegung heißt. Diesen Überblick kann man sich zu verschaffen suchen, indem man zunächst diejenigen, denen die soziale Bewegung zu Gute kommt oder kommen soll, nach ihrem Produktionsverhältnis und nach ihrem Konsumtionsverhältnis ansieht, indem man dann die Träger der Bewegung ansieht und Arbeiterschaft, Staat, Gemeinde, Unternehmertum, öffentliche Meinung u. s. w., Stück für Stück sich vorstellt. Versuchen wir auf diesem Wege etwas Einblick zu gewinnen.

Vom Produktionsverhältnis aus ergeben sich vier Hauptgruppen, die beim sozialen Problem in Betracht kommen. Zuerst die eigentliche Kerntruppe des Sozialismus, die gelernten gewerblichen Arbeiter; mit ihnen verwandt sind die gelernten Berufe, die sonst auf Lohn angewiesen sind, im Handel die Angestellten, die Privatbeamten und ähnliche; auch weibliche gelernte Kräfte gehören in dasselbe Gebiet. Die Gruppe der gelernten lohnempfangenden Kräfte geht auch an die Gesetzgebung heran, aber der eigentliche Grundgedanke dieser Gruppe ist: wir müssen uns organisieren, um durch unsere Organisation etwas zu erreichen! In dieser eigentlichen Centraltruppe des Sozialismus ist die Idee der Selbsthilfe durch Organisation das stärkste Merkzeichen. Die Form, in der diese Idee sich auslebt, heißt Gewerkschaft, Gewerkverein u. s. w. Ich brauche Ihnen nicht einzeln zu erzählen von centralisierten und lokalisierten, von christlichen und unchristlichen und von Hirsch-Dunckerschen Gewerkschaften, ich will Ihnen nur sagen, daß man die auf diese Weise organisierten Arbeiter, wenn man die genannten Gewerkschaften zusammenrechnet, vielleicht auf eine Million veranschlagen kann und hinzufügen, daß ein eminenter Fleiß und eminente Opfermühe dazu gehört, ein solches Netz von Organisationen in ein Volk hineinzulegen. Wie viele Menschen, die daran mitgearbeitet haben, sind darüber gestorben, ehe sie auch nur den Tag gesehen haben, wo ihre Organisation einigermaßen etwas großes bedeutete! Diese Organisationen haben den Zweck des Lohnkampfes und des Tarifs, der Unterstützungsregelung, der Fachausbildung, der allgemeinen Bildungshebung u. s. w. Wollte man nun bloß fragen, was für Probleme heute für diese Organisationen da sind, so könnte man kurz und knapp sagen: sie haben nicht sehr viel an ihrem Wesen zu ändern, sondern haben sich nur zu vereinigen, damit sie nicht einen Teil ihrer Kräfte in gegenseitigen Reibereien aufzehren, und haben den noch großen Bestandteil gelernter männlicher und weiblicher Kräfte

in sich aufzusaugen, der heute noch nicht dazu gehört und der gewonnen werden muß, damit diese Organisationen wirkliche Vertretungen ihrer ganzen Berufe werden. Schauen wir aber einen Blick weiter in die Zukunft, so wird das Problem dadurch schwieriger, daß wir in Zukunft den Großbetrieb, wie ich vorhin ausführte, in den Hauptbranchen noch immer wachsen sehen und daß wir schon heute die Beobachtung machen können, daß die freien Organisationen in den Gebieten des größten Betriebes nur schwer und dürftig existieren können. Man muß also, wenn man in die Zukunft hineinsieht, die man mit ihren großen Betrieben nicht ändern kann, die Lage dieser gewerkschaftlichen Organisationen als schwierig auffassen und daraus einesteils den Antrieb entnehmen, alles zu thun, was möglich ist, um sie zu kräftigen, anderenteils aber zugleich die Lehre, daß man nicht die ganze soziale Hoffnung auf diese eine Karte wird setzen dürfen.

Die zweite Hauptgruppe ist unterhalb der ersten und besteht aus den ungelernten lohnempfangenden Arbeitskräften. Diese Gruppe ist ziffermäßig größer als die vorhin genannte. Jedesmal, wenn man sich durch die Betriebsstatistik hindurcharbeitet, ist man verwundert, wie groß die Zahl der ungelernten Hülfskräfte in allen Betriebsformen ist, wie jedes Arbeitsgebiet in sich selbst sich aufbaut einer Pyramide gleich, deren breite Basis ungelernte und unorganisierte Kräfte sind. Gilt das nicht vom einzelnen Betrieb, so gilt es von der Branche im ganzen, denn irgendwo trifft jede Branche mit der Rohstoffproduktion zusammen, und das Gebiet der Rohstoffproduktion ist im allgemeinen das Gebiet der ungelernten Arbeit. Diese begleitet aber dann jedes Stückchen Stoff in seinem ganzen Prozeß vom ungelernten Arbeiter, der Metall, Erde, Bast, Hanf, Früchte trug bis hin zu dem ungelernten Mann, der den fertigen Artikel irgendwo zwei Treppen hoch abliefert. Diese Menge ungelernter Kräfte kann nicht in derselben Weise auf Organisation hoffen; am wenigsten vielleicht der Teil, der in der Landwirtschaft ist, und dieser ist der größte. Nicht als ob sie nicht alle versuchen sollten, bis zur Organisation zu kommen! Natürlich sollen sie das, aber diese ungelernten Leute, die in ihrer Arbeit hier und da verstreut sind, deren Arbeit im Durchschnitt viel unregelmäßiger ist als die der gelernten Kräfte, deren Geldeinnahmen geringer sind, deren Bildungsniveau niedriger ist, in einer wirklich tragfähigen Organisation zusammenzufassen, ist eine Aufgabe, an die ein tapferer Mann wie Burns seiner Zeit in England einmal herangeht, die vielleicht für einige Tage und Monate überraschend gelingen kann, die aber für die Dauer ungeheuer schwierig ist. Deshalb sucht diese Klasse stärker an die Gesetzgebung heranzugehen als die vorhergehende. Während

die vorhergehende von der Gesetzgebung im allgemeinen hauptsächlich nur fordert, daß sie sie nicht stört, fordert die zweite von der Gesetzgebung positiv sehr viel, was unter das allgemeine Gebiet des Arbeiterschutzes gehört: Inspektion und, wenn die Inspektion dann da ist, Regelung der Arbeitsbedingungen, der Arbeitszeit, kurz staatliche Erzwingung derjenigen Regeln, zu deren Herbeiführung die Schicht selbst in sich zu schwach ist.

Und die dritte Gruppe, die für die Sozialreform in Betracht kommt, sieht wieder sehr anders aus. Das sind die kleinen Meister, die kleinen Händler, die ganz kleinen Unternehmer, die eigentlich keine mehr sind, das ist die ganze bunt verstreute Ameisenschaar kleinbürgerlicher Existenzen, die auch zum Teil noch viel mehr als die Angehörigen der zweiten vorher genannten Klasse seufzen, ächzen, mit halbem Leben dahingehen. Was ist mit dieser Gruppe zu wollen? Sie sollte sich organisieren, aber die Organisierung dieser Gruppe ist fast noch schwieriger als die Organisierung der vorher genannten. Gewiß, die besseren, kräftigeren Teile lassen sich genossenschaftlich organisieren, und damit ist etwas zu erreichen, und auch die ärmsten Teile lassen sich unter Führung außenstehender Kräfte unter Umständen genossenschaftlich oder ähnlich zusammenfassen, aber in sich selber bietet diese ganze Gruppe sehr wenig Möglichkeiten eigener Selbsthilfearbeit im großen, und sie bietet leider auch keine übergroße Möglichkeit zum staatlichen Eingreifen, denn was dort hauptsächlich fehlt, Beschäftigung, Auftrag, Arbeit, ist etwas, was kein Staatsmann den Leuten durch die Gesetzgebung ins Haus schicken kann. Diese Gruppe hängt in der Gesamtwirtschaft, schwimmt auf der Gesamtbewegung der Volkswirtschaft, wie ein Floß auf den Wellen hoch und nieder gehend, und man kann, abgesehen von so und so viel Einzelhilfe und Einzelrezepten für diese Gruppe nicht sehr viel anderes sagen als: warte, bis die Welle im ganzen in die Höhe geht, dann trägt sie dich wieder eine Weile und dann sieh, daß möglichst viele aus deinen Kreisen in eine der andern Gruppen hinüberkommen!

Und nun entsteht hinter und unter der dritten eine vierte Gruppe. Das sind diejenigen, die zeitweise oder dauernd aus dem Arbeitsverhältnis herausgefallen sind. Das ist die Gruppe, in welche die Kranken, die Invaliden, die Alten, die Verbummelten, die Trunkfälligen, die Gemeindearmen gehören, ehrenwerteste und zweifelhafteste Elemente bei einander, gleich nur darin, daß sie durch kein geordnetes Arbeitsverhältnis mehr sich ihren Lebensunterhalt erwerben können. Diese letzte Gruppe kann die Organisationsfrage überhaupt nicht aufwerfen. Wo sollten Mittel, Wege, Möglichkeiten herkommen? Die soziale Frage

dieser Gruppe ist entweder die Vorsorge während der Zeit des Arbeitsverhältnisses: Versicherungseinrichtungen und ähnliches, oder die einfache Fürsorge des Staates, der Gemeinden, der Einzelpersonen: Wohlwollen.

Versuchen wir nun über dieselben Menschen, aber über sie als Konsumenten zu reden, so finden wir sie als Warenkäufer. Ich habe in meinem zweiten Vortrag über die Bedeutung des Lohnquantums in der Volkswirtschaft gesprochen. So viel oder so wenig Lohn es ist, sie kaufen damit, und Sozialreform heißt von ihrem Standpunkt aus, daß sie nicht teurer kaufen, als unbedingt notwendig ist. Hier grenzt die soziale Frage aller dieser Leute an die Frage der indirekten Steuern und Zölle — darüber haben wir gesprochen —, und sie bedeutet, daß diejenigen, welche, wenn man sie zusammen rechnet, der größte Käufer auf dem Markt überhaupt sind, den Versuch machen müssen, sich als einheitlichen Käufer zu begreifen und darzustellen. Vorhin sprachen wir von der Organisation derer, die etwas arbeiten, als Arbeitergenossenschaften und Gewerkschaften, jetzt sprechen wir von der Organisation derselben Menschen, aber in ihrer andern Beziehung als volkswirtschaftlicher Kaufkräfte. Und das ist ein Punkt der sozialen Reform, in dem in Deutschland bis jetzt viel zu wenig geschehen ist und in dem, wie mir scheint, gerade in der nächsten Periode äußerst viel geschehen kann. Die Phantasie unserer lohnempfangenden Klassen ist eigentlich noch garnicht darauf hingelenkt worden, was sie in der Hand haben mit all den Mark, Groschen und Pfennigen, die sie in den Einkauf von Dingen hineinlegen. Die Idee, was sie zusammen als Kaufkraft bedeuten, ist nur da und dort einem Teil unserer Bevölkerung aufgegangen. Man hat die Konsumvereine gegründet, anfangs zum Teil kleinlich, in der Geschäftsführung kleinlich, in der Kapitalisierung kleinlich, und die Erfolge waren auch entsprechend dieser kleinlichen Anlage, und erst in neuerer Zeit ist es geglückt, größere derartige Konsumentenvereinigungen hinzustellen. Die große Einkaufsgenossenschaft der deutschen Konsumvereine ist der erste wirklich praktische Versuch, der bei uns gemacht wird, die ärmeren Kreise der Bevölkerung in ihrer wirtschaftlichen Kraft als Käufer zusammenzufassen.

Von da läßt sich etwas Finanzielles erreichen, was die Produzentengemeinschaften ungeheuer nötig haben. Denken Sie, wie die Gewerkschaften im Kampf mit den großen Geldmächten der Syndikate stehen. Wo sollen die Mittel herkommen, wenn nicht die Arbeiter sich als Finanzkraft begreifen? Wann sind wir so weit, daß die organisierten Arbeiter ihre eigenen Lagerhäuser in den Städten haben? Wann haben sie ihre eigenen Fabriken für ihre sich gleich bleibenden Massenbedürf-

nisse? Wann werden sie ihre Sparkassen haben für die Gelder, die sie heute Sparkassen geben, die damit für fremde Leute Profit machen, der in ihrer Klasse bleiben könnte? Wann werden sie ihre Terrainspekulation auf eigene Hand machen, sie, die den größten Bodenbedarf unter allen haben? Wann? Wann die Idee der Organisation der Käufer und Konsumenten überhaupt erst einmal in unser Volksbewußtsein eingedrungen ist. Dann erst arbeitet der soziale Fortschritt mit zwei Händen, während er jetzt zu sehr nur mit der einen Hand arbeitet. Das letzte grenzt übrigens an das von uns schon ausführlich besprochene Gebiet der Bodenreform. Die soziale Frage als Konsumentenfrage läuft hinein in die Frage, wie viel durch die Wertsteigerung von Grund und Boden dieser ganzen Klasse entzogen wird.

Wer aber ist es denn nun, der diese Dinge machen soll? Einesteils — wir sprachen davon —, soviel sie können, diejenigen, welche die Nächstbeteiligten sind, die in die Höhe wollen. Sie müssen ihre gewerkschaftliche Kraft, ihre genossenschaftliche Kraft, vor allen ihre politische Kraft in die Waagschale werfen. Aber auch der Staat als solcher von sich aus hat doch an diesen Dingen ein großes Interesse. Wer der Staat ist, ist ja schwer zu sagen, da die Hände wechseln, in denen der Staat liegt, da der Staat zeitweise in agrarischen Händen und zeitweise in industriellen Händen liegen kann. Aber der Staat ist doch ein geschichtlicher Körper, der über die Veränderungen hinweg bleibt von einer Generation zur andern, er ist etwas, was noch höher ist als die Beamten, etwas, was höher ist als die augenblicklich maßgebende Schicht. Redet man also einmal von dem Staat als Idee, ohne dabei zu vergessen, daß jede Idee ihre irdischen Füße haben muß, so hat dieser Staat das größte Interesse daran, daß die kommenden Massen nicht elend sind; denn dieser Staat ist Militärstaat und braucht gesunde Soldaten, und dieser Staat ist Justizstaat und wünscht nicht zu viel Verurteilungen, und unser Staat ist Finanzanlage und braucht gute Steuerzahler. Der Staat braucht noch gar keinen Idealismus zu haben, sondern er braucht nur Selbsterhaltungstrieb zu haben, so muß er seinerseits Sozialreform wollen auf dem Wege der Gesetzgebung des Arbeiterschutzes und auf dem Wege der Musteranstalten — vergl. den Minister für Eisenbahnen u. a. (Heiterkeit.)

Wenn der Staat als Unternehmer sozial zu sein beginnt, so wird er damit der nächstfolgenden Gruppe ein gutes Beispiel einer praktischen Erfassung dieser Dinge geben, der Gruppe der großen Unternehmer. Selbstverständlich ist vom Unternehmer nicht zu verlangen, daß er für den Sozialismus als solchen schwärmt. Das wird auch kein billig

denkender Mensch vom Großunternehmer an sich erwarten, aber er wird von ihm erwarten können, daß er die Frage, die in dem zweiten der Vorträge berührt worden ist, welche Wirkung für die Betriebe eine Besserstellung der Arbeiter hat, auch praktisch durchprobiert und daß Vorbilder, wie sie von Freese, von Zeiß u. a. gegeben sind, sich vervielfältigen und wahrhaftig nicht zum Schaden der Industrie und auch nicht zum Schaden des Unternehmertums. Bei diesen Dingen wird die Hauptsorge sein: ist das, was der Unternehmer bietet, ein Zwang, der die Leute einengt, oder ist es ein Fortschritt in der freien Mitbethätigung? Das letztere nur darf Ziel und Ideal sein.

Und um den Staat und die Unternehmer herum gruppieren sich dann noch eine Menge Menschen, die durch ihren Beruf nicht ganz genau mit dem sozialen Problem verknüpft sind, von denen jeder einzelne für sich sagen könnte: was geht das mich an, ich sterbe nicht am Getreidezoll, und weiter sagen könnte: ich organisiere mich niemals. Was sollen solche Leute in diesen Fragen? Alle diese Leute — ihre Gedankenrichtung mag so oder so sein, sie mögen christlich oder unchristlich denken und empfinden — hängen irgendwie mit der übrigen Gesamtheit auch innerlich zusammen, nicht nur durch die Furcht, daß, wenn die anderen krank werden, sie auch mit krank werden könnten, oder durch die Furcht, daß, wenn die Diebe überhand nehmen, sie auch bestohlen werden könnten, oder durch die Furcht, daß, wenn eine Revolution kommt, man gerade auf sie zuerst schießen möchte — ganz gesund, wenn sie auch so etwas sich einmal überlegen (Heiterkeit) —, sondern sie hängen mit der übrigen Gesamtheit auch zusammen durch jene inneren, ungeschriebenen Bande, die Mensch an Mensch ketten, sodaß er niemals dahin kommen kann, sich als isoliertes Wesen zu sehen. Denn alles, was auch diese Leute genießen, wird von Lohnarbeitern gemacht. Es giebt heute kein Leben, was nicht von Lohnarbeit auf allen Seiten umgeben ist; es giebt keine isolierte Existenz, die nicht mit allen Schichten und Klassen zu thun hat. Nimm ein Stück Brot in die Hand und überlege Dir die Geschichte dieses Brotes vom Acker bis zu Dir oder setze Dich auf einen Stuhl und überlege Dir die Geschichte des Stuhls volkswirtschaftlich von dem Holz aus Schweden, über den Lübecker Hafen, durch die Tischlerei, durch das Möbelmagazin bis in deine Stube, dann wirst Du sagen: Du bist nichts als ein Glied mitten darin. Und sobald das in einem Menschen eine innere Deutlichkeit bekommen hat, dann kann er um diese Fragen nicht mehr herum und hilft, wenn er nichts Besseres thun kann — unter Besserem würde ich materielle Hilfe verstehen —, durch Mitwirkung auf jenes unbestimmte Fluidum, das man öffentliche

Meinung nennt. Diese öffentliche Meinung ist in allen sozialen Fragen eine große Angelegenheit. Soziale Kämpfe werden gewonnen oder verloren gerade dann, wenn sie groß geworden sind, durch das, was die letzte Entscheidung giebt: wo stellen sich die Gebildeten und Unbeteiligten hin, wo werfen sie ihre Sympathie zuletzt hin, was spricht die allgemeine Stimme über diese Fragen? Und in dieser Hinsicht ist England, wie ich vorhin sagte, viel weiter in seiner geschichtlichen Entwicklung als wir. Wir haben den sozialen Dingen gegenüber noch eine ungeheuer träumerische, schläfrig vegetierende öffentliche Meinung, wir haben sozusagen noch kein öffentliches Gewissen in diesen Sachen bekommen, aber wir müssen es haben. Und wenn diese Abende bei Ihnen und anderen dazu etwas mitgenutzt haben, sind auch sie nicht vergeblich gewesen.

Nun möchte ich begrifflich das, was ich mit Ihnen praktisch zu überschauen suchte, noch in einem Wort zusammenfassen. Was ist also Sozialismus und Sozialreform, so wie wir sie vor uns sehen, wie wir sie erleben? Es ist keine Schulmeinung, kein einheitliches System, sondern ein Vorgang, ein großer, vielgestaltiger, stromartiger Vorgang. Sozialismus ist eine Bewegung und keine Theorie von einer neuen anderen Gesellschaftsordnung. In dem Wort „Gesellschaftsordnung" liegt schon eine falsche schematische, Auffassung. Aber es handelt sich auch nicht nm eine bloße Ausbesserungsarbeit an einem alten Hause; man sollte das Wort „Sozialreform" nicht so auffassen, als hätten wir Deutschen unser sogenanntes Reichshaus nun hingestellt und es regnete nur an etlichen Stellen durch das Dach und nun würde Posadowsky — oder besser jemand anderes (Heiterkeit) — hinaufgeschickt, um diese nassen Stellen zu reparieren. Diese Auffassung der Sozialreform ist gründlich falsch, denn es handelt sich nicht darum, daß in einem gleich bleibenden Körper gewisse Schäden eingerissen und gewisse Reparaturen zu machen sind, wie sie in jeder Stube und jedem Haus vorkommen, sondern es handelt sich darum, daß das Volk als ganzes ein wachsender Körper und die Forderung „Sozialismus und Sozialreform" nur eine Seite des Wachstums überhaupt ist. Wenn der Betrieb wächst, muß er sich umrangieren, braucht er neugegossene Maschinenkräfte, und dieses Umrangieren hat Reibungen und Schwierigkeiten in sich, ehe alles ausgeglichen und in Ordnung ist. Ist der Betrieb wieder weiter gewachsen, dann reichen auch die neuen Einrichtungen nicht mehr aus. Dann wird man fragen: wann hört das Bauen einmal auf, wann wird man endlich soweit fertig sein, daß jedes Ding am rechten Platze ist? Die Antwort heißt: wenn wir aufhören zu wachsen, dann hört die

Sozialreform auf, aber solange Kinder wachsen, hört der neue Bedarf niemals auf. Wie der Schneider immer neu Maß nehmen muß, solange der Mensch wächst, wie aber dann, wenn er bloß das alte Maß wieder vorzunehmen braucht, die Zeit vorbei ist, wo der Mensch in die Höhe geht, so ist es auch auf diesem großen Gebiet: wir müssen immer neu Maß nehmen, neue Organisationen, neue Formen, neue Gesetze haben, weil wir wachsen und so viele neue Menschen bekommen.

Und damit stimmt das Ende meiner Vorträge mit dem Anfang zusammen. Sozialismus wird nicht verstanden aus einer idealistischen Theorie, nicht quellend bloß aus der Konstruktion der Maschine, sondern wird verstanden aus dem lebendigen Werden des Volkes selbst, als ein Teil von diesem Werden. Und wer nun lebendig in seiner Zeit leben will, muß im Werden darin sein wollen. Diejenigen, die sich zurückziehen in die ruhigen Winkel, wo die Vergangenheit märchenhaft am moosbewachsenen Brunnen sitzt, mögen in ihrer Ecke behaupten, sie hätten das gute Teil erwählt, aber sie leben nicht, sondern sind grünes Moos am alten Holz geworden, und leben heißt doch nur, die geschichtliche Bewegung, die ein Volk in einer Zeit durchmacht, in seiner eigenen Seele miterleben. Wie lang oder wie kurz unser Leben ist, weiß keiner von uns, wieviel Inhalt es gehabt hat, hängt davon ab, wieviel Volksgeschichte neben der Berufsarbeit durch die Seele hindurchgeflutet ist. Ist viel hindurchgeronnen, dann hat sie etwas miterlebt, ist wenig hindurchgeronnen, dann stirbt sie arm, wie sie geistig arm gewesen ist. Und darum das größte, was wir haben können — der eine drückt es so, der andere so aus —, ist, daß wir wirklich lebendig gelebt haben. Und Gott sei Dank, wenn man in einem Volke darin ist, welches eben ein lebendig wachsendes Volk ist, dann hat man die Möglichkeit, in diesem Sinne zu leben. Ich stelle mir öfter vor, wie die innere Lage der Männer und Frauen ist, die mit klugem Sinne in niedergehenden Völkern stehen, eine sehr andere Lage als die, in welcher wir sind. Daß wir das Glück haben, in einem aufsteigenden Volke zu sein, aufsteigende Masse vor uns zu sehen, dieses edle soziale Ringen um uns und hoffentlich in uns zu haben, das ist wirklich ein Geschenk, das man durch Eifer und Thätigkeit und Mitwirkung soviel wieder gut machen soll, wie man nur kann.

Und in diesem Sinne, hoffe ich, sind wir am Schluß dieser Dinge einig. Etliche von Ihnen werden für den Gedanken gewonnen sein, daß das Soziale und Vaterländische nicht nur zufällig, sondern wirklich tief innerlich und sachlich zusammenhängt. Bei denen, in welchen es gelungen ist diesen Sachzusammenhang ins Bewußtsein zu bringen, thue

ich keine Fehlbitte, wenn ich sie auf den nationalsozialen Verein aufmerksam mache. Bei denen, in welchen der Sachzusammenhang dieser beiden Dinge nicht evident geworden ist, für die entweder nur das soziale Gefühl entscheidend oder jedes für sich getrennt geblieben ist, wird es auch Wege geben, daß sie an unserm Volkszuwachs mitarbeiten. Es ist ja für einen Standpunkt wie für den, den ich vor Ihnen an diesen sechs Abenden vertreten durfte, nicht gerade das beste politische Wetter im gegenwärtigen Augenblick, denn Windrichtung: agrarisch, oben: Spitzen umgebogen, Zukunft unsicher! Aber auch in dieser Lage muß es heißen: dennoch! Und auch über diese Periode kommen wir noch hinweg und erleben noch etwas von dem, was wir gemeinsam hoffen. (Lebhafter Beifall).

Im Buchverlag der „Hilfe“ ist ferner erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Beyhl, Jakob, Die Befreiung der Volksschullehrer aus der geistlichen Herrschaft. 26 Seiten. (Sonderabdruck aus der „Patria 1902“.) 20 Pfg.

Brentano, L., Das Freihandelsargument. 50 Pfg.

— Reaktion oder Reform. 50 Pfg.

Damaschke, A., Was ist nationalsozial? 25 Pfg.

Esenwein, A., Die Nationalsozialen und die Bauern. 10 Pfg.

Falkenberg, A., Der deutsche Postverband. Ein Versuch zur Vertiefung seiner Aufgaben. 50 Pfg.

Frenkel, W., Wulf der Harrasmüller. Ein Roman aus dem Bauernkrieg. Elegant broschiert Mk. 1.50.

„Hilfe“-Jahrgänge gebunden 1895, 1896, 1898, 1899, 1901 à Mk. 10.— portofrei.

Naumann, Fr., Asia, 4. Aufl. Orientreisebericht mit vielen Originalzeichnungen. Brosch. Mk. 3.—, gebund. Mk. 4.—.

Demokratie und Kaisertum. Ein politisches Handbuch. 2. Aufl., broschiert Mk. 2.—, gebunden Mk. 3.—.

— Deutschland und Österreich. 50 Pfg.

Handelsverträge oder Brotwucher? Vortrag m. Debatte. 50 Pf.

— Nationaler und internationaler Sozialismus. Vortrag. 10 Pf.

— Nationalsozialer Katechismus. 20 Pfg.

— Der Wert der Schwachen für die Gesamtheit. Vortrag. 10 Pf.

— Die Zuchthausvorlage. Vortrag. 10 Pfg.

Patria, Jahrbücher der Hilfe 1901 u. 1902. Eleg. geb. je Mk. 3.—.

Protokolle der nationalsozialen Vertretertage 1898, 1899, 1900 (1896, 1897, 1901 vergriffen) je 50 Pfg.

Pudor, Dr., H., Die Selbsthilfe der Landwirtschaft. Ein Beitrag zur Zolltarifvorlage. Mk. 1.80.

Rohrbach, Dr., P., Im vorderen Asien. Elegant gebunden, reich illustriert, Mk. 4.—.

Schlaikjer, E., Berliner Kämpfe. Gesammelte litterarische Aufsätze. Mk. 2.—.

Weinhausen, Fr., Die christlichen Gewerkvereine. 20 Pfg.

„Die Zeit“, erster Halbjahresband 1901/02 gebunden Mk. 8.50. Einbanddecken à 75 Pfg.

Die Hilfe 1902

Herausgeber:
Pfarrer a. D. Friedr. Naumann
vierteljährlich Mk. 1,—

Jahrgänge

1895
1896
1898
1899
1901

Die gebundenen
Hilfe-Jahrgänge
bilden ein außerordentlich wertvolles
Nachschlagewerk der Zeitgeschichte.

gebunden
à 10 Mk.

Fr. Naumann,

Demokratie und Kaisertum,

ein politisches Handbuch.

2 M. brosch. 2. durchgesehene Auflage. 3 M. geb.

Aus den mehr als hundert Leitartikeln über das Buch:

Preußische Jahrbücher (Prof. H. Delbrück): Jedem der dem Blutlauf der Zeit einmal etwas nachdenklicher den Puls fühlen möchte, angelegentlichst zu empfehlen, ja, wohl unentbehrlich. Es ist nicht nur glänzend, ja hinreißend geschrieben, sondern . . . ein wahres Lehrbuch der Politik.

National-Zeitung (Prof. Kaufmann, Breslau): Im ganzen bleibt das Buch eine anregende, zum Nachdenken über die wichtigsten Probleme unserer inneren Politik förmlich zwingende Gabe.

Neue Zeit (Fr. Mehring): Wenn man liest, so hat man immer die Empfindung, einen gescheiten und namentlich auch warmherzigen Mann zu hören, der ohne alles Falsch ist und in seiner aufrichtigen Weise das Beste will.

Buchverlag der „Hilfe", Berlin-Schöneberg.

Die Zeit nationalsoziale Wochenschrift

Herausgeber: **Friedr. Naumann**

„Die Zeit“ erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zu beziehen.

„Die Zeit“ kostet vierteljährlich Mk. 3.—, einzelne Hefte 30 Pfg.

„Die Zeit“ bringt wöchentlich: Politische Notizen, Artikel über innere und auswärtige Politik, volkswirtschaftliche und soziale Fragen, Aufsätze und Notizen über Litteratur, Kunst und Theater.

„Die Zeit“ berücksichtigt alle Gebiete des öffentlichen Lebens mit besonderer Betonung der nationalen, freiheitlichen und sozialen Momente.

„Die Zeit“ verwendet besondere Sorgfalt auf gediegene, vornehme, echt künstlerische Ausstattung.

Die Hilfe nationalsoziales Volksblatt

Herausgeber: **Friedr. Naumann**

„Die Hilfe“ erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postanstalten für Mk. 1.— vierteljährlich zu beziehen.

„Die Hilfe“ kann in mehr als 300 Orten Deutschlands durch Agenten bezogen werden und kostet dann 60 Pfg. (und Bestellgeld) vierteljährlich.

„Die Hilfe“ bringt wöchentlich: Politische Notizen, politische und andere Artikel, Unsere Bewegung, Soziale Bewegung, Andacht, Erzählung und Allerlei.

Probenummern von **„Zeit“** und **„Hilfe“** versendet umsonst und portofrei der Verlag der Hilfe, Schöneberg-Berlin.

Buchdruckerei Alb. Sayffaerth (Otto Fleck) Berlin-Schöneberg.

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

HC
286
N38
Naumann, Friedrich
Neudeutsche Wirtschaftspolitik